

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 49

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Mathilde Franziska
Anneke
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Enno Stahl



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 49

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 49

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2015 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-1108-2
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Ausias March	7
Oithono oder Die Tempelweihe	12
Korrespondenz aus Münster, Augsburger Allgemeine Zeitung, 7. Januar 1847	33
Das Weib in Conflict mit den socialen Verhältnissen	34
Korrespondenz aus Köln, Allgemeine Zeitung, 4. April 1848	55
Korrespondenz aus Köln, Allgemeine Zeitung, 5. April 1848	56
Kirche und Schule	58
Roth!	63
Schnurrig, aber wahr	66
Der politische Tendenz-Prozeß gegen Gottschalk, Anneke und Esser	67
Vor Marseille	76
Memoiren einer Frau aus dem badisch=pfälzischen Feldzuge	82
An Gottfried Kinkel, 27.6.1862	104
Die Slaven-Auction	107
Das Geisterhaus in New York	117
Nachwort	130
Editorische Notiz, Text- und Bildnachweise, Bibliografie	148

185
67. Apr 3 April 7 Oberloringhausen 1817
Apr. 12
Mathilde v. E. H. von
Carl Giesler v. L.
Anna Maria Elisabetha Theresia Hülowitt
Hf. Hauptm Franz Friedr Theodor Giesler
" Friedr. Loringhaus
Ami Francisca Sibylla Hülowitt geb.
Ehrens

Taufeintrag Lutherisches Kirchenbuch Schwelm.

Ausias March¹

Erster Gesang

Gen Süden hin ! in's Land der Blumenauen –
Gen Süden hin – in's Land voll Sonnenglanz !
Dort unterm Himmel, dem azurnen, blauen,
Dort bei dem silberlichten Wellentanz
Laßt uns der Erde schönsten Eden schauen ; –
Aus seinen Hainen brecht das Reis zum Kranz,
Reicht dem ihn, – der, wie himmlisch es geschienen,
Euch schilderte – ich kann ihn nicht verdienen !

Wie strahlt der Schmelz ! wie ringt im ew'gen Streite
Des Himmels und der Erde Farbenpracht.
Dann wird der Goldglanz reicher Früchte Beute,
Dann leiht dem Meer die Sonne Strahlenmacht.
Als ob der Himmel eifernd sich bereite
Durchflammt ein Meteor die laue Nacht !
Hoch blüht der Wein auf den besonnten Höhen,
Im Blumenschmucke woll'n sie ewig stehen.

Das schöne Land ! nennt es, o tausend Zungen
Bezeichnet es noch einmal mit dem Wort !
Sein stolzer Namen – ach ! er ist verklungen
Und seine Sprache drängte Blutkrieg fort !
Dahin, wo Liebe' in allen Blüten glimmt,
Der Sänger Saiten zur Aubade² stimmt !

Führ' mich zur Vorzeit, hin nach jenem Lande,
Wo *meine Kunst, die fröhliche*³, geblüht.

¹ Mossèn Ausiàs March (* um 1397 in Gandia, Provinz Valencia; † 3. März 1459 in Valencia), valencianischer Schriftsteller und Ritter des späten Mittelalters.

² Aubaden, Morgenständchen. [Anm. Annecke]

Vom Rhonestrom bis zu des Ebro Strande
Mit Lust und Lied der edle Sänger zieht.
Hier fesseln ihn der Liebe süße Bande,
Um seiner Frauen Gunst er sich treu müht,
Durch Lieder mehr't den Ruhm er seiner Schönen,
Mit Minnesold wird sie dafür ihn krönen.

Recht lustig werden Saiten drob geschlagen,
Wie froh das Spiel durch Thal und Auen schallt !
Und wenn das Fruhlicht kaum beginnt zu tagen,
Dann hoch sein purpurrother Helmbusch wallt.
Um seine Dame will den Strauß er wagen,
Schon mancher Lanzsto durch die Burgen hallt;
Solch Ritterspiel wagt er für Liebesleben,
Nicht blut'ger Mordgier darf er sich ergeben.

In einem Bluthenreiche nur sich schalten,
Ergluht in Liebe', wie helle Flamm' im Ost,
Und froh im Lichtreich des Gesangs sie walten.
Im blanken Helm, mit Schwertern frei von Rost,
Geschmückt mit Blumen, die sich kaum entfalten,
So ziehen sie zum fröhlichen Tyost⁴;
So ziehen sie zum Liebeshof' der Frauen,
Auf dess' Gesetz und Spruch sie fest vertrauen.

Denn reine Sitte edle Frauen lehren,
Sie sorgen treu, daß Heiliges gedeiht;
Mild weinen sie dem Mitleid tausend Zahren,
Doch ahnden streng' Unrecht, Treulosigkeit,
Und stolze Männer Frau'n=Gesetze ehren,
Wenn Edelsinn sie ihnen nur gebeut.
Tönt rein des Sängers Lied wie Silberwellen,
Dann pflanzen sie dem Ruhm die Immortellen.

³ Die fröhliche Kunst (el gai saber), so nannten die Troubadours ihre Dichtkunst. [*Anm. Annecke*]

⁴ Tyost, ein Zweikampf. [*Anm. Annecke*]

Die Liederstreite wurden mild geschlichtet:
Zum Blumenspiel vereinte sich die Schaar.
Dem Sänger, der das schönste Lied gedichtet,
Dem reichte sie das goldne Veilchen dar!
Wer dann das beste Schaferlied berichtet,
Akazienbluthen flocht sie *dem* durch's Haar;
Und *Jenem*, dem ein süßes Lay⁵ durchgluhete,
Dem wurde des Jasminens Silberbluthe.

Das ist das Land – das Land der Blumenaugen,
Wo Sänger leben stets in Lied' und Lust,
Auf Bluthenkronen Perlen niederthauen
Und ew'ger Lenz heischt ew'ge Liebeslist;
In duft'gen Blüthen Vöglein Nestchen bauen,
Nur Lied und Liebe schwellt die kleine Brust.
Aus duft'gen Hainen tönen die Gesänge,
Des Landes Sprache sind die gleichen Klänge.

Ja, Klänge sind's: wie wenn die Schwäne ziehen
Zum Fahre=wohl durch still bewegte Fluth;
So wundersam die Geister=Melodien.
Dann wieder, wie wenn frisch in Kampfesgluth
Die Schwerter klirren und die Funken sprühen,
Die Schilde tönen und die Rosse fliehen.
So majestätisch wild sie oft erdrohnte,
Dann leis' und mild ein Klang dazwischen tönte.

O Fanatismus ! konntest du sie schlingern,
Die starren Eisesfesseln um dies Land ?
Vermocht'st des Volkes Geist du zu bezwingen ?
Die grause Fackel schwangst du in der Hand,
Verheerend Unheil, Schmach dem Land zu bringen,
Entzündet drob in tausend Blüthen Brand –
Hast heil'ge Lieb' um bitterm Haß getauscht,
Den hehren Geist in Menschblut berauscht!

⁵ Lay, Liebeslied. [Anm. Annecke]

Es klagt und sinnt der Sänger von Narbonne!
Früh ahnet er den Sturz der Poesien;
Er trauert an den Wassern der Garonne,
Mit ihnen will die Schwermuth nicht entflieh'n. –
Sein Harfenspiel, sein Stolz, einst seine Wonne,
An Weiden hängt's – nicht Kränze es umbluh'n.
Beim letzten Klaglied wirft er's in die Wogen,
Erfasst das Schwert, und ist zum Kampf gezogen.

Die Albigenser Schlacht, wer hört sie nennen
Und seufzet nicht mit mir im Weh vereint:
Ach, daß die bluh'nden Saaten niederbrennen
Als in den Aehren kaum die Frucht erscheint!
Wo Silberwogen blutig roth jetzt rennen,
Da steht die Muse trau'rumhullt und weint;
Bei Wehmut – nicht bei Kriegslarm – will sie wohnen,
Beim Frieden nur weilt sie auf gold'nen Thronen.

Der Harfe Gold hat sie mit Flor umwunden,
Die Saiten schlug sie zürnend nun entzwei;
Die Priester haben sich von ihr entbunden,
Es hallt nicht mehr die liebliche Schallmei;
Die Kriegsdromete bringt uns blut'ge Kunden,
Kein Schaferlied ertönt, kein süßes Lay;
Kein Sang hat Reiz – im wild'sten Hasse trunken,
Ist so das Höchste tief hinabgesunken.

Das Idiom des Landes ist verklungen –
Der Dichtkunst Glanz in öde Nacht gehüllt –
Des sonn'gen Landes Geist mit Kalt' durchdrungen –
Der Bluthenhain mit Kriegesruf erfüllt! ...
Und nimmer wieder wird solch Lied gesungen,

Ob einst auch nicht die Capitoul⁶ sein Schild.
Es wird doch nie bei spätern Festen, Tagen
So harmlos froh ein Lautenspiel geschlagen.

O, tiefer Schmerz! wir mußten es erfahren,
Dem Schönsten sei das Leichentuch gewebt –
Denn als nach hundert grausam blut'gen Jahren
Man Minnehof und Blumenspiel erhebt!
Da einmal einten sich noch edle Schaaren,
Da einmal noch die letzte Flamme strebt –
Denn was verfallen ist den Todesnächten,
Das kämpft umsonst mit des Geschickes Mächten.

So zieht ein Kämpfe mächtig durch die Auen,
Ein Sängerkühn, der hoch sein Banner trägt.
In seiner Hand die Harfe ist zu schauen –
Doch provençale Töne er nur schlägt.
Sein Name ist mit Sternenschrift im blauen
Azur der Liebe ewig eingepreßt:
Valencias Stolz – Cataloniens Petrarch!
Der letzte Provençal', Ausias March!

⁶ Capitoule. So nannten sich die ersten Magistratspersonen der Stadt Toulouse; sie wollten zur Ehre ihres Vaterlandes den Glanz der Dichtkunst, der am Erlöschen war, erhalten. [Anm. Annecke]

Oithono oder Die Tempelweihe⁷ Trauerspiel in vier Aufzügen

Personen

Oithono, ein Architekt, Baumeister des Tempels
Bardello, Oithono's Schüler
Kotinus, ein Architekt, Neider Oithono's
Vernon, Arbeiter, vormals in Oithono's Diensten
Gosfor, Arbeiter, vormals in Oithono's Diensten
Mirza, ein Mädchen des Gebirges
Prinzessin Mechtilde, aus dem fürstlichen Hause C.
Cylia, ihre Kammerdame
Helene, ein Gärtnermädchen
Ein Edelknabe der Prinzessin
Ein Diener der Prinzessin
Präses
Erstes Mitglied des Convents
Zweites Mitglied des Convents
Ein Alter, Bürger
Filippi, Bürger
Rordandi, Bürger
Strozzi, Bürger
Paoli, Bürger
Eine Wache
Gefolge der Prinzessin, Mitglieder im Convent – Bürger und Bürgerinnen – Stadtrabanten. – Wachen. – Soldaten.
Die Handlung spielt in Oberitalien. Zeit: 14. Jahrhundert.

⁷ Das Drama »Oithono oder Die Tempelweihe«, das 1842 uraufgeführt und 1844 gedruckt wurde, war lange Zeit verschollen, im Nachlass Annekes fand sich allein eine Übersetzung ins amerikanische Englisch. Maria Wagner erwähnte indes in ihrem Buch »Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten« ein Typoskript des deutschen Originals, das sie bei Nachfahrinnen Annekes hatte einsehen können. Durch wiederholte Recherchen gelang es nun, ein Manuskript und eine typografische Transkription in Wagners »Anneke Research Papers« ausfindig zu machen, die wie der Nachlass im Archiv der State Historical Society of Wisconsin bewahrt werden. Die vorliegende Fassung folgt der Transkription, überprüft anhand des Manuskripts (s. dazu auch das Nachwort).

1. Akt, erste Scene

Eine wilde, romantische Anlage in gebirgiger Gegend. Man sieht das tiefe Dunkel eines Waldes; seitwärts hat man die Aussicht auf eine Stadt, über welche unter andern Gebäuden der neue Tempel mit seinen vielen im neugotischen Style erbauten Thürmen und Zinnen hervorragt. Die untergehende Sonne vergoldet dieselben und ihre Beleuchtung verleiht der Scene die Feier des Abends.

Erster Auftritt

Oithono, allein.

(Er lehnt sich an einen Baumstamm, den Kopf auf die Hand gestützt. Er schaut auf das Gebäu.)

Oithono.

Das ist der Ort, wo meine Sehnsucht ruht.
Seit ich mein Werk mit junger Kraft begonnen
Hab' viel hier ich gedacht, und viel gesonnen,
Geschöpft aus reichem Quell mir frischen Muth
Und Thatkraft angefacht, mit rascher Gluth.
Nun hier der Ort, wo meine Sehnsucht ruht!
Bald wird ihr Fuß dem auch vorübergleiten.
Ihr Auge weide sich, wenn Abendglanz
Um meinen Dom sich goldig schmückend legt.
O! wenn sie mir Ruhm und Huld verheißt:
Wie darf ich dann ihr froh ins Auge schau!
Darf ihr bekennen, dass Begeisterung
Für sie dieses große Werk gestalten ließ.
Begeist' rung war die hohe Allgewalt,
Die kühn den Sinn bis in die Tiefe senkte,
Die kühn ihn auf bis zu den Sternen trug,
Und die im Uebermuth des künstlerischen Schaffens
Mein Sinnen mir berauscht und schwelgen machte
Begeist' rung war's, die hohen Plan erdachte.
Begeisterung, die so ihn dann vollbrachte.

Dort wird sie beten, die ich hoch verehere,
Nein, die ich liebe, heiß und glühend liebe; –
Nicht sündig ist's, weil Nichts ich mehr begehre
Mein Sehnen ruht – nur stille lasst mich lieben, –
Nur mit der Seele meine Fürstin lieben.
»Darf doch der Künstler mit dem König gehen«
Weil selbst er König – und ich, bin ein König.
Gewappnet steht sie, meiner Ahnenzahl,
In dem Gebäu, dort in dem Gottessaal.
Mein Hammer, und mein Richtscheit, meine Kelle
Zu Waffen, siegenden, sind sie geweiht,
Mit ihnen schon erkämpft ich jenen Ruhm,
Mit ihnen rang ich nach Unsterblichkeit.
Ich baute Dich, mein lichtiges Heiligtum,
Ich baute Dich, aufgezogen, zu Gottes Herrlichkeit.
Ich baute Dich! der König baut sein Reich,
Sein Haupt umstrahlen diamant'ne Kronen,
Mir bricht man aus den Hainen einen Zweig,
Der einem König gleich, mich soll belohnen;
O, wer begreift des Künstlers Wohlgefühl
Entfaltet sich *Vollendung* auch am Ziel

Zweiter Auftritt

(Voriger, Prinzessin Mechtilde, Cylia; Beide treten, unbemerkt von Oithono, auf. Die Prinzessin trägt einen Lorbeerkrantz in der linken Hand)

Und *lebst* Du, *wie Du sollst*, so wink' mir zu,
Du Koloss Du, aus Deiner ernsten Ruh!
Darin, heiliger Friede, bestätige eins!
Vollendung! raune mir in's Herz hinein;
Haucht' ich Leben in den todten Stein, –
Vollendung – –

Prinzessin Mechtilde.
Oithono! ja Vollendung!

*(Oithono fährt erschrocken zusammen, erblickt die Prinzessin,
er lässt sich auf ein Knie herab, ihre Hand zu küssen.)*

Oithono.

Daß Engelslippen mir das Wort genannt, –
Das jeden Zweifel mir
Für immer nun aus zager Seele bannt,–
Das zu erlehen, hab' ich nicht gewagt.
Wie Harfenklang durchzittert's meine Brust.
Mit Muth hast Du die Seele mir entflammt,
Du gabst mir Kraft, Du gabst mir Thatenlust,
Du giebst dies Wort, das aus den Himmeln stammt.

Prinzessin Mechtilde.

Spricht nicht in stummer, heil'ger Majestät
Aus blauen Höhen jene lichte Zinne,
Dir selbst dies Wort? Ein Geist des Furchtbarhohen,
Des Mächt'gen, Großen redet aus den Steinen:
Und in den Kreis der Schönheit *den* gezogen
Strahlt nun Dein Werk ein Inbegriff des Schönen,
Vollendeten! Du hast es rasch vollbracht
In jugendlicher Lust, – ausdauernd, thätig
Und herrlich steht der Dom, gleich wie erschienen
Aus einer andern Welt, und giebt ein Zeugniß
Von schöpferischer Kraft in Deinem Geiste.
Streb' muthig vorwärts, wack'rer, wack'rer Künstler Du,
Die Meisterschaft verkündet solche Schöpfung!

Oithono.

Wem heil'ge Engel so entgegen kommen,
Und hilfreich winken: Frisch hinauf! hinauf!,
Der wird im thät'gen Streben nicht erliegen,
Dem wird es leicht sich Meisterschaft ersiegen!

Prinzessin Mechtilde.

Ihr Künstler seid im Bündniß mit den Hohen,
Darauf wir Sterblichen wol neidisch sind, allein;

Wir bleiben schadlos, indem ihr ein Abbild uns
Des Himmels niederhohlet, das schimmernd
Ragt empor im Silberschein.
Darin der Glaube und die Andacht wohnen,
Und Gotteshuld und Gottesliebe thronen
Auf dem Altar, der strahlt wie Edelstein.

Oithono.

Du meine Göttin, die ich hoch verehere,
Bist du nicht selbst die Hohe jener Sphäre?
Du grubst den Plan in meine stille Seele:
– Den Tempel, licht aus Aetherglanz gewoben –
Und siehst Du so ihn hier verwirklicht ragen,
Die Säulenschäfte aus Granit geschlagen,
Die, frei und leicht die hohe Wölbung tragen –
Dann siehst du deine eigene Macht verkünden
Die in mir ließ ein schwaches Werkzeug finden.

Prinzessin Mechtilde.

Halt ein! halt ein! Nicht solch Demuth, ziemt
Dem Künstler, der steht stolz und frei –

Oithono.

– – – Und ist doch wol
Der Frauen Slave, ach! in Fesseln treu –
Das nennst Du frei! – –

Prinzessin Mechtilde.

Still, still! Oithono, still!
Nicht weiter! Lebe wohl!

(Bewegung als wolle sie fortgehn.)

– – – Nein, eh' ich heute scheide,
Noch frage ich nach meiner stillen Gruft, die nach
Dem Tode mir Behausung wird – wie hast Du sie bestattet
In diesem neuen goth'schen Tempelbau? – Recht tief und
still –

Damit ich ruhen kann im Erdenschooß; – so ruhen kann
In deiner Schöpfung Schooß – wenn ich nun sterben
werde – –
Wenn nun die Stunde gekommen wäre – für mich,
zu sterben?

Oithono (in Begeisterung.)

Nicht sterben sollst Du! denn zu eng vereint
Ist *ewig Leben Dir mit meinem Leben.*
Als Mausoleum hab ich diesen Dom
Gebaut, dass er ein Denkmal Deiner Göttlichkeit
Einst wache, wenn Du schläfst in stiller Gruft,
Ein Denkmal, ja ein Mausoleum Dir, das wird
Dem Tod und der Verwesung trotzen –
Dir heilige Prophetin! Dir vertraut,
Kann nimmer ja der Bau in Schutt zerfallen:
Denn in dem Geiste hab' ich ihn gebaut,
Du schwebest ewig weihend durch die Hallen.
So fürcht ich nimmer des Vergessens Nacht –
O zürne nicht – ich traute hoher Macht! –
Den Name wird die Nachwelt ewig nennen,
Den hohen Geist der ew'gen Lieb erkennen.

Prinzessin Mechtilde.

Du junger Schwärmer, schwärmst so weit hinauf,
Dass ich nicht wagen darf, dem Flug zu folgen,
Und nicht begreift mein Sinn Dein kühnes Sinnen
(leise)
Doch hat das Herz es lange schon geahnet,
Das kühne, ach! der Liebe süßes Sinnen!
(Die Hand auf ihr Herz)
Halt fest! halt fest! dass Du nicht höher schlägest:
(laut)
Doch da wir niemals Euch begreifen lernen,
Nur gerne zeigen, dass wir leise Ahnung
Im Herzen tragen von des Künstlers Welt

Die hintern Sternen, weit – ach weit daliegt,
Und die Ihr herrlich uns hernieder zaubert,–
So seht, wie ich des Lorbeer's Immergrün
Euch lohnend um die Stirn mögte zieh'n!

Oithono.

*(indem er kniet und sie ihm den Kranz auflegt, mit Heftigkeit,
dann ihre Hand küssend.)*

Mit all den Blüthen eines reichen Lenzen,
Möchte' dankend ich so stille Tugend kränzen.

Prinzessin Mechtilde.

Um dieses Haupt, dem kräftig freien, kühnen,
Soll immerhin des Lorbeer's Sprössling grünen
Und immer fühle Seligkeit die Brust,
Die solcher reichen Siege sich bewußt.

Oithono.

Aus Deiner Hand des Ruhmes heilig Reis,
Das aller Preise größter, höchster Preis –
(sinnend)

Nur noch nicht würdig daß, trägt Ruhmes Zier
Heut meine Stirn –

*Cylia. (die sich während des Auftritts mit Blumensuchen be-
schäftigt, theils sichtbar, theils im Gebüsch abwesend.)*

Man suchet Euch Oithono!

Oithono.

Wer weckt mich aus des süß'sten Rausches Lust?
(zur Prinzessin)

O blicke mich noch einmal gütig an; Eh' sie
entrinnt–

Dritter Auftritt

Vorige, Bardello.

Bardello.

Verzeiht mir, hohe Frau'n, wenn ich mein Wort

Sogleich zum Meister hin zu richten wage:

(zu Oithono)

Eilfertigkeit drängte mich von Ort zu Ort

Mit ernster Mahnung, ob auch spät am Tage:

Sie rufet Dich nach unsers Tempels Räumen,

Nicht länger, Oithono, darfst du säumen;

Komm, fort zum Bau! nichts mehr kann ich berichten

Der Schüler auch kennt seines Meisters Pflichten.

Oithono.

(Er nimmt von seinem Haupte den Kranz und übergibt ihn der Prinzessin zur Aufbewahrung.)

So leb denn wohl! bewahre mir den Kranz,

Umschling' mich einst mit ihm belohnend wieder –

Dann schmück er mich in aller Hoheit Glanz

Und mich umrauschen die Verklärungslieder!

(Er eilt mit Bardello hinaus. Die Prinzessin hält den Kranz sinnend in ihren Händen; sie sieht ihm noch einmal liebend nach, dann geht sie schweigend und nachdenkend mit Cylia ab.)

Vierter Auftritt

Kotinus. allein

Kotinus.

Geh! – Du milchbärtiger, zunftloser Baugesell! Ich werde Dir die Lorbeersprößlinge Deiner Meisterschaft an der Gluth deiner Liebe schon versengt machen.

Ha! lange, lange nähre ich den alten Groll mit Rachedurst in meiner Tiefe, gegen Dich Schurke, der Du mich um die

Gunst des Hofes und den Ruhm gebracht hast; – doch das ist eitel Spielwerk – aber der Du mich um die Neben-Einkünfte einer reichen Verwendung, der *Tausenden* für diesen Riesenbau, hilfst, – ha, warte, *das* fordert Ersatz – Rache. – –

Viele Jahre baute er nun mit großem Aufwande an diesem schnörkelichten Steinklumpen; man nennt ihn schön, ein Meisterstück sogar, die Welt schreit davon; – ein *Meisterstück* bleibt *mir* noch zu vollenden, das ist *mein*. Darüber wundert sie sich dann auch – – Was sind dann der Prinzessin Kränze? – Was der Dichter Präludien?

Nur noch dieser Bau gehörte dazu, dann konnte man mich Millionen reich nennen – dann war des reichen Kotinus Schatzkammer eine strotzende Goldgrube. – – –

Fünfter Auftritt

Kotinus. Vernon.

Vernon.

Herr! Ich kann Euren Auftrag nicht erledigen, entzieht mir lieber für immer meinen Sold; es wäre der schwerste Lohn, den ich mir so erwerben sollte – und doch ein so geringer. – Meine Schulden werde ich Euch zahlen, *das Blutgeld*, wenn ich kann; – fordert nur nicht, mich um solchen Preis loszukaufen. – *Der Andere*, da! – läßt sich wohlfeiler zu Schurkendiensten dinge – der ist ein geborener Schuft – ich aber ein ehrliches Menschenkind, ehrlicher Leute Sohn, von einem ehrlichen Vater und einer ehrlichen Mutter – und ich habe ein Herz im Leibe und – (*bestimmt und ihm ins Ohr*) eine wahrhaftige Zunge, – und verlange nicht nach Schandlohn.

Kotinus.

Hund! Deine Zunge – verrät sie, was Dein Hirn weiß – so soll die Zunge kosten, wie Dein Hirn schmeckt! – Denkst Du an die Schuldverschreibung?! –

Vernon.

Seid nicht so grausam, lasst den Tempel in seiner Schönheit ragen, und zerstört ihn nicht in einem so frevelhaften Muthwillen! Ihr hattet mich durch Versprechungen gereizt, und ich gelobte Euch zu dienen – das war nicht ehrlich und nicht recht, von Einem, der ehrlicher Leute Sohn; – und als ich nun auch in der Nacht das Brecheisen an das Fundament der schönen Granitsäule legte, da that mir's im Herzen, als hätte ich es *darin* angesetzt; und ich gedachte der vielen Schweißtropfen, die ich selber dabei vergossen in Meister Oithonos Diensten, gedachte des vielen Geldes, das das Land zu diesem Gottesbau aufgebracht; – und fort schleuderte ich Brecheisen und Hammer, und eilte zu Euch, Euch zu sagen, dies zu bedenken –

Kotinus.

Schweig! hast Du gezögert den Preis zu gewinnen, so wird der Andere, den ich zu Deiner Hilfe gestellt, behender zu meinem Befehle gewesen. Da kommt er!

Sechster Auftritt

Vorige. Gosfor (kommt schleichend.)

Gosfor.

Sind wir allein? Niemand versteckt sich in den Gebüsch?
Ah! (*auf Vernon deutend*) Du Weiberherz hier! Der taugt auch nur zum Rosenkranzbeten und Maulaufsperrn, zum Auf- und Zuthun hat er nicht einmal Courage noch Lust. – Als er ans Werk wollte, sah er bald den Paradiesengel mit dem Schwerte, bald den Gesellen mit dem Klumpfuß – ha, du bist mir ein wackrer Junge! – Nein Meister Kotinus! den laßt ein ander Mal nur zu Hause; zu einem solchen Kunststück könnt Ihr den nicht gebrauchen. Aber ich – seht 'mal, das habe ich Euch schon von der herrlichen Stukatur mitgebracht – die ist schon mächtig am abregnen; (*er giebt ihm ein Stück.*) Wenn das der Römer bekäme – das gäb ein

Trinkgeld, der sagte, in der ganzen Petrikerche in Rom sei nicht so eine prächtige Stukatur – –

Kotinus.

Rede davon ein ander Mal. Berichte jetzt über das Gethane.

Gosfor.

Ja, seht Herr! Zuerst habe ich an dem zweiten Pfeiler links die Steinplatten aufgenommen und habe, wie ein Fuchs, die Länge und Breite von zehn Fuß unterminirt, dann habe ich sehr viele Steine des Fundaments gänzlich ausgerissen und fortgeschafft; – das hat mir und meinen Handlangern Kräfte gekostet, –

Vernon. (gutmüthig.)

Das hast Du gethan?

Gosfor. (ihn über die Schulter ansehend.)

Wer anders? Du ließest es Dir keine Kräfte kosten! Weicherz! *(fortfahrend zu Kontinus)* An dem Zehnten, rechts, habe ich dasselbe Kunststück gemacht, nur nicht gar so toll; sonst hätte es mir wohl schlimmer als Herrn Oithono zu Muthe werden können, wohl so, als wenn der Himmel über uns umstürzte, – nur nicht so lustig und weich, meine ich, bei meiner Lage. – Darauf habe ich die Steinplatten recht fein wieder zugelegt, und alles so brav verkittet, dass, – es gilt meinen ganzen Lohn! Herr Kotinus *(ihn auf die Schulter klopfend)* unter den sechsunddreißig Pfeilern selbst, nicht einmal die schwachfüßigen herausfindet. Gilt?

Kotinus.

Gosfor! Sind Deine Leute schweigsam in diesem Dienst?

Gosfor

(als ob er sich Geld in die Hand zählt.)

Bei meiner Seel'! *das* ist ein gutes Mittel, denen die Tugend zu lehren!

Kotinus.

Versprich! versprich ihnen! aber – jetzt muß ich zur Commission – Ausführen meinen Plan (*er wendet sich zu Vernon, der niedergeschlagen dasteht, er fasst ihn auf die Brust, führt ihn zu Gosfor, und beiden ins Ohr raunend*) Verdorben! der mich verräth! Vernon! denk an die Schuld – wie an das Geheimniß – (*leiser*) das Du für mich auf Deiner Seele trägst – (*er geht ab.*)

Gosfor (bohnlachend.)

Ha ha ha! Verwandtschaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige.– Helene.

Sie will durch den Park gehen, trägt einen Blumenstrauß und einen Wasserkrug.)

Helene.

Gute Nacht, Ihr Herren!

Gosfor.

(beginnt mit ihr zu schäkern.)

Siehe da! schon Feierabend? Helene, schenk' mir den Blumenstrauß, ich schenke Dir etwas Anders dafür.

Helene.

Ich danke Euch, Gosfor! mit Euch ist nur schlecht einen Tausch machen. (*er will ihr den Strauß nehmen*) Pfui über Euch! Hier in den fürstlichen Anlagen ist es ja unsicherer, als in dem tiefen, dunkeln Walde.

Vernon.

Gosfor, laß die Maid in Ruhe gehen, sonst fange ich Händel mit Dir an!

Gosfor.

(sich nach ihm verwundernd umsehend.)

Großprahler! *(zu Helene)* laß mich aus Deinem Krug trinken!

Helene.

(läßt sich den Krug nehmen, erkennt Vernon, und zuversichtlicher wendet sie sich zu ihm.)

Ja, seid Ihr es Vernon – aber wie seht Ihr da so düster? Weil das Weihefest unsers neuen Dom's noch hinausgeschoben? Was steht Euch das an, Ihr seid ja nicht mehr in Meister Oithono's Diensten; – Nun freut Euch! Ehre habt Ihr doch davon nicht gehabt. Bei Maria wer hätte das denken sollen. – –

Vernon.

Was denn?

Helene.

(mit Verwunderung erzählend.)

Nun heute erzählte man sichs im Garten; das viele Geld sei alle umsonst verbaut – der Tempel werde schon bald einstürzen müssen, denn über Nacht sei das ganze Gewölbe gewichen, und kein Mensch dürfe mehr wagen, hinein zu gehen. Ja, ja, da sieht man's: Der liebe Gott stauet die Bäume, wenn sie in den Himmel wachsen wollen. Was war das für ein Geschrei, als ob man bei Lebtage nichts Schöneres sehen könnte. In unserer »Kapelle zur Jungfrau« wird man doch so viel frommer beten können, als man es in dem entsetzlichen Prunkpallast je würde gekonnt haben.

(Vernon schüttelt bedächtig den Kopf; Gosfor hat den Krug fast geleert, und stets auf Helenens Rede geachtet.)

Ja, ja! die ganze Stadt soll recht erzürnt über Meister Oithono sein – sogar in Aufruhr; – Nur Euch scheint es wenig Gram zu machen. Schade, schade! um das schöne Weihefest –

Vernon. (für sich.)

Der zweite und zehnte Pfeiler – links der zweite, rechts der zehnte. – (*laut*) Ich gehe heim mit Dir Helene; die Sonne sinkt, es wird Nacht. (*er geht voran.*)

Gosfor.

Heda, ich gehe auch mit – da können wir Gesellschaft machen! (*er will Helenen's Arm nehmen.*)

Helene.

Unverschämter! ich kann allein gehen! (*Alle ab.*)

Zweite Scene

Eine große feierliche Halle in einem Theil des fürstlichen Schlosses, darin öffentliche Veranstaltungen gehalten werden. Die Mitglieder der Bau-Commission bilden einen Halbkreis auf erhöhter Stufe im Hintergrunde des Salons.

Achter Auftritt.

(Die Mitglieder des Convents, Bardello.)

Präses.

Wol längst ist Orthono her beschieden. –
Wir harrten seiner schon im Tempelbau,
Wohin der heutige Convent berufen,
Zu prüfen ernst das Weichen des Gewölbes,
Das plötzlich uns mit Einsturz droht.
Wie unbegreiflich, dass bei so viel Größe,
So vieler Pracht, Ernst und Erhabenheit
Der Bau nicht fester ist gegründet worden,

Nicht mehr auf Dau'r und Sicherheit berechnet,
Damit er allen äussern Einwirkungen,
Und eigner Last und Schwere widerstehe!
Nein, nein! nicht ist er wohlgefügt; aus tücht'gen
Materialien nicht gegründet worden. –
Wo schon bei'm Morgenstrahl das Werk zerbricht
Hebt durch den Sturm es nimmer mehr zum Licht.

Bardello.

(der sinnend in einer Ecke gestanden, jetzt kühn hervortritt.)

Mein Meister wird so lange nur verweilen
Bis er entschieden zu Euch reden darf:
»Ich kenne das System gerechter Regeln
Und hab' nach Plan, dem wohlgeordneten,
Ein herrliches Gebäu Euch ausgeführt,
Das allen heil'gen Zwecken kühn entspricht
Das allem Neid und allen Ränken trotz.«
So lange müsst dem Meister Ihr verzeihen,
Dem Künstler sein Versäumniß dann entschuld'gen.

Präses.

Du baust noch viel auf Deines Meisters Kunst.

Bardello.

Wem anders sollt' ich mehr und kühn vertrau'n?
Zuerst dem Meister Aller in den Höh'n
Auf den mich lehrte selbst mein Meister bau'n.
Dann aber ihm vertrau'n mit Jüngersinn,
Dem echten, und mit kindlicher Verehrung. –
Groß ist mein Meister, groß ist seine Kunst –
Noch Knabe war er, und ihm übergabt Ihr
Die Weisung und die Leitung dieses Bau's.
Ob Knabe noch, legt er mit kräft'ger Hand
Den Grundstein, fest wie eine Felsenbrust,
Auf den die Mauren schlank in's Freie streben.
Nicht wich er selber vom Gerüst herab,
Er sah es thürmen sich von Fuß zu Fuß,

Und setzte nun den Schlußstein der Vollendung
Mit Mannesfaust, ihm wie die Kron' auf's Haupt.
Wie auch, Ihr Herren, immer mögt erkennen,
Den Bauherrn müsst Ihr *immer* Meister nennen.
Er baute recht – der Schüler sagt es laut:
Wer so wie Er baut, der hat recht gebaut!

Erstes Mitglied.

Warum denn *einen* Schaft aus vielen Säulen,
Die wie Rohrhalme in die Höhe schwanken,
Gemacht? Rohrhalme, sag' ich, die Gewölbe tragen,
Gewölbe, groß, fast wie die Himmelsdecke.
Und diese Bauart nennet er neugotisch.
Neu, das ist recht – *alt* wird sie nimmer werden
Ein schlechtes Stück, benennts mit hübschen Namen,
Nur Kühe mit fremden, die aus Ländern stammen,
die niemals waren auf dem Erdenball,
Verkleidet doch mit buntem Prunk und Lappen,
Umgebt es noch mit blanker Strahlenkrone –
Was gilt das mehr, ob's in dem Grunde echt,
Ob's unerschütterlich und nimmer wankte. –
Nein, wenn's nur läut und klingt, nur blinkt und strahlt
dann liebt's die Welt, dann ist's der Welt genug
Uns aber, als Geschwor'ne vom Convent
kann nimmermehr solch eitel Blendwerk trügen.⁸

Bardello.

Vertheidigung für meinen Meister führen
Was wär' das mehr, als eitel Kinderspiel?

⁸ Diese Passage, ab »*Neu*, das ist recht ...« bis »trügen« fehlt im Typoskript und auch in Pete Townsends englischer Übersetzung des Stücks.

Neunter Auftritt

Vorige, Oithono.

Da naht er selbst, das Werkzeug in der Hand,
O, theurer Meister! rede Du das Wort –
Kräftig, wie Waffenschlag, das Alle
So gleich verstummen macht!

Oithono. (reicht ihm die Hand.)

Du treuer Knabe!

Dir wohnt ein echtes Künstlerherz im Busen. –

(Zur Versammlung)

Ihr Herren vom Convent, habt mich beschieden
Hieher, ich folgte dem Geheiß.

Präses.

Es ist Euch kund

Der jüngste Vorfall im Gebäu geworden.

Zur ersten Untersuchung waren wir schon dort –

Versammelt; und genaues Forschen lehrt uns: daß

Eure Kunst sich nicht auf mathemat'sche Wissenschaft

Begründet. Ihr habt kein festes, dauerndes

Gebäu errichtet, das der Denker, der ernste

Mathematiker versteht; Ihr gabt als Künstler

Dem Werke Ausdruck und den Formen Schönheit,

Habt den Gestalten Leben eingehaucht: nur Kraft

Und Mark gabt Ihr dem Innern nicht; und ohne dies

Muss es zerfallen und in sich ersterben.

Habt Ihr Euch selbst vom Schaden überzeugt, vom Riss,

Der in dem Mauerwerk sich dehnt? der schon

Die Frescomalerei'n zerstört, und die Sculpturen

Zerbröckelt alle uns herunter sendet?

Oithono. (mit Würde)

Erwogen hab' ich schon mein Missgeschick, jedoch

Den Grund, (deß' Folge dieser Riss) noch nicht erkannt.

Wie ich auch Alles ernstlich durchgedacht, mit eig'ner
Hand die Fugen und die Quadern angetastet, wie
Alle Zinnen prüfend auch erklimmen, und
Endlich nun den Geist rückwärts gelenkt bis zum
Beginn – (*erhaben*) ich finde keinen Mangel, keiner Schuld
hab' ich

Zu zeihen mich. Entrollet selbst das Pergament
Und prüft den Plan, den ich darauf gezeichnet;
Und prüfet dann die Arbeit selber ernst, vom
Fußgestelle bis zur Haupteskrone: Ich finde
Kein Schuld, und kenne nicht solch' geisterhafte Macht
Die mir den Bau, die all' mein Glück zerschellt.

Erstes Mitglied.

Wie habt Ihr auch durch Schnörkeln, lockern Thürmchen,
Durch Nischen, Blumen Alles übertünchet, das
Mackelhafte so geschickt verkleidet?

Oithono. (erzürnt.)

Der nur profan ein Stümperhandwerk treibet,
Und nie geweiht ist in die heil'ge Kunst,
Kann solchen Lehrsatz wunderbarlich deuten,
Kann stolz sich rühmen eines Riesenschrittes –
Nicht vorwärts – nein zurück gewagt zu haben.

(*stolz*)

Ihr Herren vom Convent! Ihr steht zu hoch,
Um euch herab zu würd'gen, einen Künstler
Durch Hohn und Schmähungen hier zu entehren.
Doch war's der Zweck, warum Ihr mich berief t –

(*gesteigert*)

Dann – dann entlaßt mich, und ich unterwerfe
Nicht wieder mich solch spötelnder Entscheidung.
Ich hab' gestrebt mit aller Kraft und Macht,
Geziert was plump und schwerfällig erschien,
Mit reichem Bildwerk, schlanken Minareen. –
Ich will nicht zagen, wo ein Unfall droht,

Ich fühle Kraft – ich fühle Muth sich regen –
Was Säulenordnung und der Schwere Regeln,
Der Festigkeit, hab' ich gelernt verstehn,
Den schlanken Säulen, Lasten auch vertrau'n.
Entlaßt mich! und ich prüfe meine Kraft,
Die letzte noch im Adlerflug –
Empor, empor, aus diesem Staubgewölk' –
Entlaßt mich der kerkergleichen Haft – –
Frei – ob gelähmten Fittichs auch empor,
Ich schwing mich empor zum Sternenchor.
(Er tritt vorwärts und versinkt in tiefes Sinnen.)

Bardello.

Mein Meister! laß' den Flug mit Dir mich lenken!
(Oithono sieht ihn so recht bedeutsam an, dann aber wieder zurücksinkend.)

Präses. (aufstehend)

Wer wagt es hier, die Schranken [zu]⁹ übertreten?
Zurück ins Gleise und vernehmt den Spruch:
Drei Tage, Oithono, sind gewährt, bis wir
Erklärungen von Euch erwarten, ob sie sich
Hebt die Strebe frei empor, oder in Schutt
Versinkt, sammt ihrer Last; denn wisset, länger läßt
Das Volk nicht zügeln sich, nicht länger halten
Die Jubelfeier seines Dom's zu feiern.
Drei Tage Frist! dann fordern wir Erklärung.
Ob alle Kräfte sich vergebens müh'ten
Ihr Sandkorn beizutragen, und der Reichen
Säckeln, umsonst geschüttet in die Mörteltruhe;
Ob auch das Weib umsonst Geschmeide gab,
Den Hochaltar zu Gottes Ehr' zu schmücken –
Ob selbst die Edelste der Edelfrauen,
Prinzeß Mechtilde in den Tiegel senkte

⁹ Fehlt im Manuskript.

Des Fürstenhauses reichen Kronenwerth –
Ob auch des Sängers Saitenspiel umsonst
Für Euren Dom die gold'ne Kett' erwarb: – –
Denn dann seid Ihr geächtet und vervehmt,
Der blinden Wuth des Volkes Preis gegeben,
Und Eure Habe ist *dem* Bau verfallen
Der aus dem Schutt sich neu emporgestaltet
Stimmt bei dem Spruch, versammelte Genossen!

Der Convent.
Wir stimmen bei.

Präses.
Und so geschlossen denn
Der heutige Convent. – Ihr seid entlassen!
(*Alle entfernen sich, Oithono bleibt unbeweglich stehen,
Bardello sieht ihn treuherzig an; im Abgehn tritt noch
theilnehmend ein Mitglied hinzu.*)

Mitglied.
Ich mahn' Euch, Oithono, spar't nicht Müh'
Es mahnet Meister Euch, ein Freund, ein Greis,
Stützt das Gewölbe, o Ihr nehmt's zu leicht –
Wenn Vorsicht leih't den Stab, die Weisheit schafft,
Dann folgt Gelingen muth'ger That und Kraft.
(*ab.*)

Bardello (beiseit)
Das ist dasselbe Wort, das Vernon sprach –
Nur noch bestimmter ließ er es verlauten.
(*sich Oithono nähernd, laut*)
Mein Meister! laß die alte Kraft erwachen;
Die Zeit ist kurz, die Dir der Spruch gewährt,
Die fromme Sage hat es uns gelehrt:
Dass böse Geister uns'rer Kunst hohnlachen.
Doch Du beschwörst sie All' mit einem Wort,

Mit einem Hammerschlag kannst Du ergründen
Die Macht, ob sie von bösen Teufeln selbst,
Oder von Sterblichen frech ausgeübt? –

Oithono.

Ich weiß es selber nicht, mein treuer Knabe!

Bardello.

Das Fundament, sie konnten's untergraben.

Oithono.

Wer könnte solche Frevelthat begehn?
Mein Knabe, nein! laß jeden Zweifel mir –
Mit ihm dann aber auch den frommen Glauben.

(Aufwachend, sich an Bardello haltend)

Doch halt! – ich hab's – Sieg und Triumph – Triumph!
hoch

Oben an des Chores Grundgestein, da rieselt
Bergwasser – das plätschert unten an den Fundamenten,
Gewiss, es strömte durch den Aquaduct – –
Da konnt' es meine Festen mir erschüttern
Und die Grundlagen meines Dom's bedrohn!
Bardello! komm! beim zweiten Morgenstrahle
Hebt wieder frei sich meine Cathedrale!
(Beide ab.)

Ende des ersten Aufzuges.

Korrespondenz aus Münster, Augsburger Allgemeine Zeitung, 7. Januar 1847

Münster, 30 Dec. Die Einberufung der Landstände zum westfälischen Landtag ist bis jetzt noch nicht erfolgt, und wir dürfen daher umsomehr dem sich verbreitenden Gerüchte trauen daß die dießjährige Versammlung gänzlich ausfallen werde. Der Gesetzentwurf zur Regulirung des ehelichen Güterrechts in Westfalen und in den Kreisen Duisburg und Rees ist bereits gedruckt. Derselbe wird die vielen widersprechenden Bestimmungen des alten Gesetzes, das nicht selten zu den langwierigsten Processen Veranlassung gab, aus dem Wege räumen und dafür ein allgemeines Gesetz aufstellen. Als ein Hauptpunkt darin muß angesehen werden daß den Wittwen gleiche Dispositionsbefugnisse wie den überlebenden Männern zugestanden sind. Die Commission, welche zur Abfassung des Entwurfs zusammengetreten war, bestand aus 17 Mitgliedern, theils Juristen. Der Vorsitzende war der Oberlandesgerichtspräsident Hr. Lent aus Hamm. – Die Noth der untern Volksclassen, die auch in hiesiger Stadt und Umgegend zum Entsetzen groß wurde, wird durch die bereits getroffene Einrichtung eines Instituts, welches billigere Beschaffung des Brods und Brennmaterials sich angelegen seyn läßt, einigermaßen gelindert werden können. Dasselbe ist durch Geldzuschüsse von den Wohlthätigen und Bemittelten der Stadt gegründet. – Das hiesige Theater ward mit jammervollen Leistungen einer Schauspielergesellschaft, unter Direction eines gewissen Hrn. Böttner, in diesen Tagen eröffnet. – Die Hauptvergnügungen des sämtlichen Münsterschen Publikums finden augenblicklich auf dem Eise statt. Zu den gewandtesten Schlittschuhläufern gehört der commandirende General Hr. v. Pful.

Das Weib in Conflict mit den socialen Verhältnissen¹⁰

Deutsche Dichter der Neuzeit

II.

*Louise Aston*¹¹

(Im Winter vor der Revolution geschrieben)
1846-1847.

Es mag etwas länger denn ein Jahr vor der März Revolution gewesen sein, als der bekannten preußischen Ausweisungsgeschichte – jenes ungastliche Verfahren der Berliner Polizeibehörde gegen die Herren Itzstein und Hacker – sich der Fall einziger Art anreihete, nämlich *die Ausweisung einer Frau*. Louise Aston war es, ein schönes, junges unglückliches Weib, eine Dichterin und die arme, geschiedene Gattin eines reichen Mannes. Die Zeitungen unterließen nicht, diesen seltenen Fall nach ihrer üblichen Weise auszubeuten und Darstellungen über die Schicksale dieser Frau, die den Polizeibehörden einer Hauptstadt, ihrer freien Ansichten und Gesinnungen wegen, gefährlich erschienen sei, in durchaus widersprechender Weise zu liefern. Die eigentlichen Beweggründe, welche ein so auffallendes Verfahren geleitet haben sollten, wurden sehr verschieden angegeben, und selbst wenn deren Wahrheit constatirt war, rechtfertig-

¹⁰ Die Rekonstruktion des Textes folgt einer Abschrift aus dem Nachlass Fritz und Mathilde Franziska Anneke, State Historical Society of Wisconsin, Collections of Wisconsin, Madison, USA sowie einer Handschrift, Mikrofilmveröffentlichung by Belser Wissenschaftlicher Dienst in cooperation with Max Kade Institute for German-American Studies, Madison, WI, USA, Wildberg: Belser 1998. Die hier kursivierten langen Passagen stammen aus der Abschrift, sie fehlen aber im Manuskript.

¹¹ Dieser Untertitel taucht in der Handschrift nicht auf. Louise Franziska Aston, geb. Hoche (1814-1871), Schriftstellerin und Vorkämpferin der Frauenbewegung.

ten sie dasselbe nicht. Man konnte sich aus den Widersprüchen dieser Berichte und den über die Ausgewiesene umlaufenden mündlichen Erzählungen, eben kein richtiges Bild ziehen, um desto mehr aber waren sie geeignet, die Teilnahme und das Mitleid aller, insbesondere der Frauenherzen für sie zu erwecken. Für das gekränkte Weib trat kein ritterlicher Mann mit der scharfen Waffe der freien Rede öffentlich in die Schranken und doch erzählte man sich, daß gerade eben Einer aus fürstlichem Stamm und Rang, mit Reichthum und Ehren ausgestattet, um ihre Liebe vergeblich geworben; doch wusste man, daß ein Sänger unserer Zeit ihr sein Lied geweiht, – ja daß denkende Männer die Zelle ihres Leidens und Dichtens umstanden – und keiner war, der in dem Augenblick ihrer Verbannung mit der Courtoisie mittelalterlicher Romantik die Lanze für sie gebrochen – keiner, der mit dem Feuer der Wahrheit und Überzeugung das Wort der Vertheidigung laut und vernehmlich für sie erhoben – keiner, der mit der Beredsamkeit unserer Tagschriftsteller, in glaubwürdiger Weise Auskunft gegeben hätte auf unsern Fragen: »Was hat denn dieses Weib verbrochen?«

Indessen war ein kleiner *Cyclus Gedichte**) von ihr selber erschienen. »Wilde Rosen« nannte die Dichterin ihre zwölf Lieder die auf wildem, wildem Boden eines weiblichen Herzens entsprossen, wuchernd um ein zerstörtes Lebens- und Liebensglück ranken und die sie begrüßt:

»In der Freiheit wilder Pracht,
Eingewiegt von Sturmestosen
Grossesäugt vom Thau der Nacht.«

Kein weißes Röslein, zart und sinnig, unter dem Thau
stiller Weibesthränen in dichterischer Brust erblüht, duftet

*) »Wilde Rosen, *Gedichte von Louise Aston*«, Berlin bei W. Möser & Kühn, 1846 [Anm. Anneke].

aus dem Strauße uns an, nein tief dunkle, glühende Rosen, jedwede den schweren Blutstropfen eines schmerzlich ringenden, sich verblutenden Herzens im Kelche tragend, *flammen* sie uns entgegen mit ihrem mächtigen Wehe, dem die Knospen sich plötzlich entrungen haben.

Wir lernen aus diesen zwölf Gedichten von *Louise Aston*, das Weib kennen, das gezwungen wird, ohne Liebe sich einem Manne hinzugeben; das in rauschenden Liedestönen seinen Fluch schmettert gegen »*ein Heiliges Fest*« dessen Feier die glücklichere Frauen in unsern Tagen mit freudiger Andacht begehen, indem sie die geweihten Myrthen zur Opferflamme ihres Hausaltars hintragen. Wir sehen sie ihre Fesseln zerreißen, fliehend in die endlosen Gründe eines verzweifelnden Harmes tiefer und immer tiefer sich stürzen und zur Priesterin desselben sich weihen. –

Dann finden wir sie im Kerker, von dunkeln »*Phantasien*« umnachtet, in ihrer geistigen Haft ringen und der Erlösung Hohn sprechend, an deren Verheißung die vor ihr aufgeschlagenen Bibel sie gemahnt hat; – finden sie im wilden »*dythyrambischen Gesange*« verloren, umgaukelt und umtanzt von bacchantischen¹² Geistern eines losgelassenen Lebens, schwelgerischen Träumen hingegeben, aus denen sie erwacht mit einer klangvoll rauschenden Hymne »an George Sand«, in welchem Heldenweibe sie die Befreiung des mit Füßen getretenen Geschlechts erblickt. Endlich hören wir sie in ihrem »*Lebensmotto*« sich offen bekennen:

»Freiem Lieben, freiem Leben
hab ich ewig mich ergeben« –

und mit solchem Bekenntniß, das in seiner nackten Auffassung der Dichterin von harmlosen Frauenherzen nimmer vergeben werden wird, ist der Kampf ihres Herzens abgeschlossen, und sie erscheint uns nach diesem Kampfe in

¹² Im Original steht hier: »bachantisch«.

dem folgenden Gedichte: ›*Harmonie*‹ das Weib, zur Liebe wiedergeboren, zu jener Liebe, der wir ja gerne Alle huldigen:

»Das ist der Tag, der leuchtend aufgegangen!
Nicht mehr verworr'ner Traum hält mich umfangen!
Die Schattenbilder seh ich rings zerfließen,
In's weite Meer des Lichtes sich ergießen,
Klangvoll hat Harmonie mein Herz durchdrungen;
Mich hat ein echt und groß Gefühl bezwungen.
Ihm gönne freudig ich das Sieges Recht.
Er soll mein Herr für ew'ge Zeiten bleiben.
Ein jeder Pulsschlag sei des Siegers Knecht;
Die ganze Seele will ich ihm verschreiben!

O süßer Schmerz, so um die Freiheit klagen!
O süße Knechtschaft, solche Fesseln tragen!
Die kühn die Welt gefordert vor die Schranken.
Kampflustige Gefühle und Gedanken,
Des freien Geistes trotzige Vasallen
Sind machtlos jetzt dem neuen Bann verfallen!
Unglücklich war ich, als ich Herrin war,
Und spielte stolz mit Wünschen und mit Treiben;
Doch Glück umfängt mich süß und wunderbar,
Seit ich die ganze Seele ihm verschrieben.

Einst waren mein der Erde reichste Güter.
Der Stolz, die Freude thörichter Gemüther!
Dem Übermuth der Jugend hingegeben.
Wagt ich zu tändeln mit dem ganzen Leben!
Im leichten Spiel fühlt' ich des Daseins Schwere,
In vollem Reichthum meines Herzens Leere.
Verschenkt war mein Gefühl, leer war mein Sinn,
Und nur ein heißes Sehnen mir geblieben;
*Bis ich dem Einen gab mein Alles hin
Bis ich die ganze Seele ihm verschrieben.«*

Aber nur einmal klingt volltönig die Harmonie ihrer Seele im Liede; bald wird sie von der grellen Dissonanz des alten Grams wieder zerrissen. Die Sehnsucht der sich hingebenden Liebe wird nicht in der *wirklichen* Vereinigung gestillt, und dies ist die Brandung, in der die ungestümen Fluthen des glühenden Herzens zerschellen. Sie kann der Erinnerung verlorener Tage nicht entfliehen, die ihre Jugend und ihre Lust gebrochen haben. Sie ringt mit dem Schmerz, der nicht von ihr lassen will, sie *soll* lächeln und man weiss nicht, daß es nur unter herben Thränen geschehen kann. Sie *soll* fröhlich scheinen und man ahnt nicht, daß sie, eine Cypresse, am Grab des entschwundenen Jugendtraumes klagt:

»Kann ich lindern dieses Sehnen
Daß mich träumend Dir vereint?
Dir verhasst sind diese Thränen,
Die der blasse Kummer weint!
Wol, so will ich schmerzhaft ringen,
Finstre Trauer zu bezwingen:
Ihre Todten zu begraben,
Lass die Todten sich bemühn;
Doch des Lebens reichste Gaben,
Mögen dem Lebendgen blühn!«

Und was ist ihr nun geblieben? Ihr, der Kranken, der die Welt ein Kerker, in dem sie mit ihrem glühenden Verlangen gefesselt liegt? ›*Ein letzter Trost*‹, ihre ganze Errungenschaft, dessen Heil nur noch ist:

»An des eignen Gedankens Geschoss,
An der eignen Seele Gluthen,
Wie das edle arabische Ross
An geöffneten Adern verbluten.« –

Ihre wirren ›*Nachtphantasien*‹ beschließen den dunkeln und schaurigen Reigen dieser zwölf Lieder. Aus ihnen schöpfen wir gar keine Hoffnung mehr für das arme, irregehende Weib, für die unglückselige Nachtwandlerin. Wir sehen klar, daß sie an einem gefährvollen Abgrunde schwebt; sie stürzt hinab, unausbleiblich, wenn nicht ein am Himmel mild aufgehendes Morgenroth der Liebe sie sanft zurückführt und deren reiner Lichtschimmer heilend in das stürmische Herz sich senkt.

Ein poetisches Kunstproduct läßt uns in der Regel nicht zu einer bestimmten Klarheit über den Gegenstand, den es behandelt, gelangen. Aus den eben analysierten Gedichten aber haben wir diesmal mehr als die *Ahnung* eines verfehlten Lebens und einer verfehlten Liebe gewonnen; wir haben beinahe die *Überzeugung* eines gänzlich verlorenen Lebensglücks geschöpft. Und in dieser schmerzlichen Überzeugung blieb uns selbst kaum noch eine schwache Hoffnung auf die Errettung einer so reichen, zerschmetterten Weibesbrust, drum sargten wir ihr Angedenken zu unsern vielen Todten ein.

Fast wähten wir, daß ihre ›*wilden Rosen*‹ schon ihren Grabhügel umblühet hätten, da plötzlich zuckt ein kräftiger Lebensstral aus dem todtgeglaubten Herzen. Er durchpulst und durchdringt alle Lebensgeister und weckt sie zum Kampfe; nicht zum blutigen, die Hand eines Weibes greift nimmer zum Schwerte. – Nicht mehr eine bleiche Schreckgestalt erscheint sie gespenstisch in unsere Nächten – nein, ein thatkräftiges, lebensfrisches Weib tritt hier vor die Schranken hin und klagt einfach und laut und klar die finstre Gewalt an. Es erscheint von ihr: »*Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung*«,*) ein kleines Büchlein, welches die schlagendsten Belege für die Unter-

*) *Brüssel bei C. G. Vogler 1846. [Ann. Annecke]*

drückung des Weibes von Seiten jeglicher Gewalt aufweist. Seit seinem Erscheinen ist keiner darin aufgestellten Thatsache auch nur eine einzige öffentliche Widerlegung zu Theil geworden, wir sind also deshalb schon um so mehr vollständig berechtigt, ihm allen Glauben bei zu messen. Mehr als alle Vertheidiger, die jemals für das in Staub getretene Geschlecht sich in die Schranken warfen und auf so verschiedene Weise gewirkt haben, hat dieser kleine Beitrag zu dessen Geschichte geleistet.

Louise Aston bringt theilweise in dieser¹³ Broschüre das Schicksal ihres äußerlichen Lebens zur Kenntniß des Publikums. Auf ihre innere Gemüthswelt vor dem Forum der Öffentlichkeit einzugehen, findet sie sich einstweilen noch nicht berufen. Es gilt auch in diesem Falle nur, die Stellung des Weibes innerhalb der Gesellschaft zu vertreten, denn da sogar diese ihm verweigert, da das Geschmähte selbst nicht einen Stein mehr findet, sein müdes Haupt niederzulegen, so gilt es vorläufig seine äußeren Rechte gegen die Gewalten dieser Erde offen zu vertheidigen und sich gegen die erhobenen Anschuldigungen zu rechtfertigen.

Warum auch sollte das Weib überhaupt die schweigsame Dulderin fortan noch sein? – Warum noch länger die demüthige Magd, »die ihrem Herrn die Füße wäscht«, warum noch länger die christlich duldende Magd eines Herrn der zum *Despoten* ihres Herzens geworden ist, weil er selber ein *Knecht* ward?

Die Stimme dieses Büchleins rief manche Schläferinnen wach, die von dem Broddeln ihres Kochtopfes am Herde noch nicht zu tief eingenickt waren. Sie rief manche stille Trägerin die blutend unter dem Joch des socialen Elendes ringt, ungeahnt und ungekannt auf den Frauenherzen lastet, zum Bewusstsein des letzten Rechts ihrer hinsterbenden Kraft, damit sie sich aufraffe und ermanne um mindestens nur noch laut ihr Ge-

¹³ Das Demonstrativpronomen fehlt in der Vorlage, hinzugefügt vom Bearbeiter.

schick anzuklagen – Sie goss ihnen Muth in die zagen Seelen, an die Festen des alten übertünchten Tempelbau's, der mit den Myrthen geopferten Bräute sich schmückt und mit dem Heiligenscheine von tausend innerlich gebrochenen Ehebündnissen prunkt, zu rütteln – und sei es auch nur an einem Steine dieses morschen Gebäus. –

Louise Aston gibt uns ihre Geschichte in der kurzen Erzählung ihrer Verweisung, nachdem sie sich dagegen verwahrt hat, für eitel gehalten zu werden. Die äußerste Nothwendigkeit rechtfertigt den Schritt zur Veröffentlichung ihrer Angelegenheiten; sich aus falschem Schamgefühl etwa gegen solchen Schritt zu sträuben, erklärt sie mit Recht für feige und ehrlos. Louise war die Tochter eines evangelischen Predigers, des Consistorial-Raths Hoche in Gröningen. Schon als sehr junges Mädchen wurde sie an einen reichen englischen Fabrikbesitzer, Herrn Aston, einem Mann den sie nicht liebte, verheirathet. – In dieser Ehe lebte sie umgeben von Glanz und Reichthum – aber ohne Liebe. Jung und schön und reich, trat sie in das große Leben ein – aber sie fand sich allein und unglücklich. Das moderne Leben in all seinen Conflicten und Widersprüchen lernte sie hier kennen und »bald auch« so erzählt sie uns, »den gewaltigsten Gegensatz, der das Herz einer Frau vernichtet und einmal die sociale Weltordnung aus ihren Angeln zu heben droht, den Gegensatz zwischen Liebe und Ehe, Neigung und Pflicht, Herz und Gewissen.«

Die Ehe wurde geschieden. Und schmäht sie darum nicht, Ihr Frauen, die Ihr Euch willig an ein »Glück« gewöhnen lerntet, nach welchem Ihr wahrlich niemals Sehnsucht im jugendlich erglühenden Busen getragen habt.

Begreift es, dass Euer erlogenes Glück Euch zu lächelnden Slavinnen gemacht hat; Ihr seid gefühllos geworden gegen Andre und gegen Euch selbst, denn Ihr fühltet den Scorpion nicht einmal mehr, der an Euren eignen Herzen nagt und Euch um Euer bestes Herzblut betrügt. Ihr nennt Glück, was nimmer auch nur noch ein Schatten von Glück ist. Schmäht das Weib nicht, das die Fesseln Eurer, von Euren Götzen

geheiligten Eide brach, – die reichen Säle hinter sich ließ und in die Kammer ihrer stillen Armuth trat, um an der Bahre ihres dahingestorbenen Jugendglücks in keuscher Wittwenhaft ihr Trauerjahr zu verbringen. O, schmäht es nicht, wenn es, anstatt das reiche Leben in schwelgerisch betäubenden Genüssen zu vergeuden, vorzog in das Leben, das ernste, hinein zu ziehen, mit ihm zu wagen und zu streiten, – wenn es länger nicht heuchlerisch Verrath zu sich und an der Liebe beging, sondern floh – floh vor der Lüge und ihrem Wahne.

Wir wissen nicht, was sie gelitten hat in der Erkenntniß was Liebe sei – und was Liebe nicht sei. Die heißen Seufzer der wogenden Brust haben wir nicht belauscht, die Qualen des brennenden Wehs nicht mitgeföhlt – aber sie ruft uns zu: »Vom sichern Ufer aus lässt sich leicht der Sturm beschwören und verachten, mit dem auf offener See das schwankende Schiff vergebens kämpft. Ich habe durchgeföhlt, was die Prophetenstimme George Sand den zukünftigen Geschlechtern verkündet; dem Schmerz der Zeit, dem Weheruf der Opfer, welche die Unnatur der Verhältnisse zu Tode foltert. Ich weiß es, welcher Entwürdigung eine Frau unter dem heiligen Schutze des Gesetzes und der Sitte ausgesetzt ist; wie sich diese hilfreichen Penaten des Hauses in nutzlose Vogelscheuchen verwandeln und wie das Recht zum Adjutanten brutaler Gewalt wird!«

Noch einmal: ihre Ehe wurde geschieden. Louise Aston zog mit ihrer Tochter, einem vierjährigen Kinde, nach Berlin, der Stadt geistigen Regens und Strebens, sich dort literarischer Thätigkeit hinzugeben. Einestheils hoffte sie im freien geistigen Ringen sich über ihr Schicksal erheben zu können, andernteils wollte sie sich durch eigne Anstrengung ihre Selbstständigkeit in materieller Beziehung zu sichern suchen. Nur eine kleine Jahresrente, kaum hinreichend ihr und ihrem Kinde ein dürftiges Leben zu fristen, war ihr in dem Scheidungsprozesse zuerkannt, aber selbst diese, so klein sie auch war, wurde ihr nicht einmal von ihrem getrennten Gatten verabreicht. Deshalb sah sie sich unter drückenden Sorgen und

Entbehrungen genöthigt auf ein Executionsverfahren gegen ihn zu dringen. Außerdem ward sie, wie wir aus späteren authentischen Mittheilungen erfahren, noch in verschiedene Conflictte den Gerichten gegenüber verwickelt. Ihren Ansichten halber, die sie nirgendwo in so barocker Weise kund gegeben, als die verläumderischem Gerüchte sie zu verbreiten sich bemüht haben, sollte ihr die Erziehung ihres Kindes entzogen werden; deshalb wurde ein Vormundschaftsprozess über sie verhängt. Ferner veranlasste der misslungene Versuch, der gequälten Mutter die Tochter zu stehlen, einen Kriminalprozess gegen den Gatten und seine Helfers Helfer. Unbeschreiblichen Nöthen und Ängsten ist Louise Aston ausgesetzt gewesen. Das Ärgste aber was ihr in ihrer äußeren Stellung widerfahren konnte war die Verweisung der Hauptstadt, ihres bisherigen Aufenthalts.

Dass Männer wegen Majestätsbeleidigungen, wegen Umgehung der Censurgesetze, oder gar wegen eines diplomatischen Kniffs, den man furchtsam zu wittern glaubte, des Landes verwiesen wurden, war damals in Preußen etwas schon oft Dagewesenes; – dass gesunkene Weiber ihrer verderbten Sitten wegen, für welche sie eben dem königlichen Taxeln nicht den Ablass zahlten, aus den Stadthoren verwiesen wurden, etwas Alltägliches; – dass aber ein Weib aus den sogenannten gebildeten Ständen, eine Bürgerin im eigenen Lande, aus dessen Hauptstadt verbannt – verbannt – einer Ansicht, einer Gesinnung wegen – das war etwas so Befremdendes – ja, das war eine Abnormität, ganz in seiner Art. Was können wir nach einem solchen Vorfall von der ›Welt‹, dem Kriterium unserer hohen und höchsten Gesellschaft anders erwarten, als dass sie schonungslos den Stab bricht über eine ›geschiedene‹ Frau, nun eine geächtete Verbannte gar, ohne zuvor das »Schuldig« geprüft zu haben; – dass sie nun vollends das arme Herz begeistert, zischend und voll Hohn, ungerührt, wie es auch gebrochen und zertreten da am Boden liegt. Was kümmert das die verknocherten Seelen unserer strenggläubigen Sittenrichterinnen, die ihr heimliches Gericht bereits abgehalten und nun die

Nasen nur noch rümpfen, wenn sie den Namen nennen hören. Liegt doch darin hinlänglicher Grund genug, dass der Name allein geächtet und verwehmt ist – nicht nur von der öffentlichen Meinung – nein, von ›Staats- und Rechtswegen‹ öffentlich mit Anathem belegt, – durch ein Verfahren sonder Gleichen öffentlich in Veracht erklärt: –

Und doch wollen wir diesen Tugendheldinnen unserer duldsamen christlichen Gesellschaft nicht zu nahe treten. Befangen unter dem Zwange der Verhältnisse, genährt von Jugend auf an Vorurtheilen, dürfen sie nicht anders – ja können sie nicht anders mehr nachurteilen. Diese ganze Kaste unsers Menschengeschlechts, der sie ausschließlich angehören, liegt ja unheilbar krank darnieder. Sie ist genährt seit länger denn einem Jahrtausend an den Brüsten des Aberglaubens und der Selbstverleugnung – und von ihr sollten wir ein selbstständiges, gesundes Urtheil noch verlangen? –

Die Geschichte der Ausweisung Louisens ist in aller Kürze folgende:

Nachdem sie sich ein Jahr in Berlin aufgehalten, sah sie sich den gewöhnlichen Bestimmungen gemäß veranlasst, ihre Aufenthaltskarte zu erneuern. Die bereits abgelaufene war ihr bei ihrer Ankunft in Berlin ohne alle Schwierigkeiten von der Polizei eingehändigt. Anstatt auf ihre, an das Präsidium gerichtete Bitte die gewünschte Karte zu erhalten, ward ihr die mündliche Mittheilung eines Polizeibeamten, daß man dieselbe nicht verlängern wolle, weil »anonyme« Briefe an das Präsidium, ja selbst an den König, über sie eingegangen wären. Sie sei darin beschuldigt worden, die *frivolsten Herrengesellschaften besucht, einen Klub emancipirter Frauen gestiftet zu haben und außerdem nicht an Gott zu glauben.* –

Auch spräche die Widmung zweier Liebesdythiramben von Gottschall: »*Madonna und Magdalena*«, in denen ähnliche Tendenzen gefeiert würden, deren Verwerflichkeit der Recensent in den Blättern für literarische Unterhaltung aufs Bündigste nachgewiesen habe, gegen sie.

In Folge dieses mündlichen Bescheids wandte Frau Aston sich schriftlich an den Polizei-Präsidenten, setzte auseinander wie ihr *Glauben* und *Denken* nur *ihr* Eigenthum sei und Niemanden etwas angehe; wie jene anonymen Briefe nur von einem persönlichen Feinde herrühren könnten – und weil es ihr höchst wünschenswerth sei, fernerhin eine Bewohnerin des *sittlichen* Berlins zu bleiben, sie bitte, ihr den Aufenthalt daselbst zu gestatten.

Hierauf wurde sie persönlich auf das Präsidium beschieden. Während ihr gesagt wird, daß der Herr Regierungsrath v. Lüdemann, der in ihrer Angelegenheit zu verfügen hätte, einstweilen noch anderweitig beschäftigt sei, hat der Deputirte, Herr Stahlschmidt, die Höflichkeit Frau Aston mit vielem gesellschaftlichen Takt zu unterhalten. Das Gespräch wird von dem Herrn St. in gewandter Weise auf *Religion* und *Ehe* geführt und Louise Aston ist harmlos genug, ihre innersten Ansichten darüber vor ihm auszusprechen.

Nun denke man sich ihre Überraschung, als sie nach beendeter Conversation in das Zimmer des Herrn v. Lüdemann geführt wird und man ihr zur Unterschrift ein Protokoll vorlegt, mit den Worten: »das ist das Glaubensbekenntniß der Madame Aston!« Die mit dem Herrn Stahlschmidt gepflogene Unterhaltung, welche ihr eben in dem Protokolle vorgelegt wurde, war, ohne daß sie es im Entferntesten vermuthen konnte, hier niedergeschrieben. Sie selbst, die Ungläubige, zieht sich all zu großer Leichtgläubigkeit, daß sie nach einigen Zureden und Versicherungen von glaubwürdig scheinenden Personen, »es werde ihrer Sache durchaus nicht schaden, wenn sie jenes Protokoll unterschreibe«, es wirklich thut.

Durch diese Machination hatte die Behörde Beweismittel erlangt, auf Grund welcher ihr, bei ihrer persönlichen Anwesenheit auf der Polizei, der mündliche Befehl ertheilt wurde: »Berlin binnen acht Tagen zu verlassen, weil sie

Ideen geäußert und in's Leben rufen wolle, welche für die bürgerliche Ruhe und Ordnung gefährlich seien.«

— — —

Es drängt uns unwillkürlich, die staatsgefährlichen Träume einer Frau, denen man in der Hauptstadt des mächtigen Königreichs Preußen eine so große Wichtigkeit beigelegt hat, näher kennen zu lernen. Wir fragen daher: »was mag dies Glaubensbekenntniß der Frau *Aston* Schlimmes enthalten haben, daß die Behörde durch dessen Feststellung genügende Beweismittel in die Hände bekam, um die Ausführung ihres Vorhabens zu begründen?«

Nur aus der uns in ihrer kleinen Broschüre dialogisch mitgetheilten Unterredung bei der persönlichen Audienz die sie vor dem Minister von Bodelschwingh¹⁴ erlangt hat, schließen wir, daß der hauptsächliche Anstoß, den Frau *Aston* gegeben hat, darin beruht, daß sie ihre *religiösen* Ansichten frei und laut geäußert. – Nachdem S. Excellenz ihr zuerst den Vorwurfe gemacht, daß sie sich so »frivol« und außergewöhnlich benommen habe, daß man sich wundern müsse, wie sie es noch wagen könne, gegen ihre Verweisung zu protestiren; – nachdem sie einwendet, daß sie nicht wisse, was Se. Excellenz »frivol« nenne – stellt Letzterer, ohne weiter auf eine Auseinandersetzung einzugehen, an sie die Frage: »Warum sie ihrem Glaubensbekenntniß voran stelle, daß sie nicht an Gott glaube?« Sie beantwortet dieselbe: »*Weil sie nicht heuchle.*«

In der Geschichte der Philosophie bin ich nicht bewandert genug, um angeben zu können, welche *Männer* alle, namentlich in der neuern Philosophie von Franz Bacon bis auf Spinoza, von Spinoza bis auf Hegel, von Hegel bis auf Feuerbach seit Jahrhunderten frei und unbehindert die

¹⁴ Ernst von Bodelschwingh (1794-1854), preußischer Verwaltungsjurist und ab 1845 Innenminister.

Resultate ihres Forschens, Denkens und Wissens, nicht allein aussprechen, sondern öffentlich *lehren* durften. Freilich von keinem Weibe habe ich's je gehört, daß sie unter dem Einflusse der christlichen Botmäßigkeit stehend, frei bekannt hätte, daß sie den überweltlichen Gott überwunden habe. Die *Zweifel* an ein persönliches Dasein dieses Gottes erwachten täglich, sogar in den Herzen gläubiger Frauen, ich weiß es, tausende ahnen, fühlen, ja selbst begreifen daß man ihnen mit den geweihten Rosenkränzen und den übrigen Emblemen des Glaubens nur Spielzeuge in die Hände gab, sie mögen zufrieden *scheinen*, in den heiligen Evangelien nichts als poetische Märchen auszuträumen – von keiner aber weiß ich es, daß sie durch Schicksale und Studien das Resultat gewonnen hätte, um mit Muth und Herzhaftigkeit laut bekennen zu dürfen: »Ich glaube weder an einen persönlichen Gott noch an einen weltumfassenden Geist – ich weiß es, daß dies uns verheißene Seligkeit nicht in den blauen Weiten dort hinter den Sternen zu finden ist, sondern hier, hier unten auf grüner, blumenreicher Erde.«

Warum ist solch Bekenntniß in dem Munde eines Weibes gerade so schwer verpönt? Warum soll dem *Weibe* die Wahrheit verhüllt bleiben, die Wahrheit, die das Erbtheil unserer Zeit und die im Kampfe mit der Lüge beginnt siegreich über sie zu erstehen? Warum erscheinen die Ansichten die den Männern seit Jahrhunderten bereits angehören durften, einem Staate gerade *bei den Frauen* so sehr gefährlich? Etwa weil sie die Macht der Verbreitung dieser Ansichten mehr denn Jene in Händen haben und diese in ihrer ausgedehnteren Verbreitung, die heutige Welt- und Staatsordnung zu erschüttern drohen? – Weil sie mit ihrem Herzblut den besseren Glauben an eine neue Menschwerdung nähern und in der folgenden Generation Euch das gesündere freiere Geschlecht überliefern können, das sich nimmermehr zum feilen Slavenknechten lassen wird? – *Darum?* – Ja, darum: weil die Wahrheit, von den Frauen

getragen, als Siegerin hervorgeht, welche Throne und Altäre der Tyrannen und Despoten stürzt. Weil die Wahrheit einzig uns frei macht und erlöst aus den Banden der Selbstverleugnung, aus den Fesseln der Sklaverei. Weil die Wahrheit uns befreit von dem trüglichen Wahne, daß wir dort oben belohnt werden für unser Lieben und Leiden, für unser Dulden und Dienen; weil sie uns zu der Erkenntniß bringt, daß wir gleich berechtigt sind zum Lebensgenusse wie unsere Unterdrücker; daß diese es nur waren, die die Gesetze machten und sie uns gaben, nicht zu unserem, nein zu ihrem Nutzen, zu ihrem Frommen. Weil die Wahrheit diese Gesetzestafeln zerschmettert, fortan als Siegerin dasteht und nimmermehr die gehetzte Flüchtlingin zu sein braucht, die überall anklopft und die nirgends herbergen kann. Weil dieser Wahrheit, sobald die Herzen der Frauen ihr gänzlich erschlossen sind, den ewigen Hort bereitet und das Erbtheil für die Menschheit errungen ist. –

Und der Tag ist gekommen wo sie an Eure Herzen anklopft. Öffnet sie weit, weit und nehmt Teil an Eurem und Eurer Kinder Erbtheil. Bleibt länger nicht die Betrogenen! Ihr bleibt es wenn ihr selbst nicht muthig mit eignen Händen dessen Besitz ergreift. Mit Weihrauchduft will man Euer Sinnen umnebeln, mit glatten Worten Euch betören, in Blüthenduft gehüllt Euch Märchen für schlichte Wahrheit darreichen. Geistvolle Sänger haben Eurem Wachen und Denken süßklingende Schlummerlieder vorzugirren, sie haben die Andacht auf der Stirn der Frauen in melodischen Klängen zu lobpreisen gewusst. – Und diese Andacht – ich sage Euch – ist nichts wie Heuchelei und Lüge in Glorienschein, daran Thränen der Entsagung, des Wehs und des Unglücks, ja Thränen der Noth, des Grams und des Harms, wie Diamanten zitternd funkeln! –

Die Andacht, diese Heuchelei und Lüge im Glorienschein, hat das Weib zur Schwärmerin gemacht, und in ihr vergeudet es seine Glut – verträumt es seine Kraft, die unerlässlich zum frischen, thätigen Leben ist. In der Andacht,

dieser unbestimmten Sehnsucht des Geistes, hat es aufhören müssen zu denken; – ach dem Weibe war ja stets zu denken verboten – da hat es aufhören müssen zu prüfen das Gute, zu spähen nach dem Besten, hat es selbst aufhören müssen zu handeln! In blinder Ergebung hat es sich nur dem Zufall anheimgegeben. Und diesen ›Zufall‹ nennt es die ›weise Fügung eines Gottes‹, dieses ›blinde Ungefähr‹ die ›höhere Macht‹, die da liebend über ihr walten soll!! O, thut die Augen auf und seht, wie man mit Euch gespielzeugt hat; ja thut die Augen auf, da seht Ihr's stündlich wie Ihr betrogen seid, wie in Allem Widerspruch liegt, was man Euch lehrte und gebot.

Man wird mich grausam schelten, daß ich der schwachen Frauenseele einzigstes Vertrauen, – nicht zu ihrem Gott – nein, zu ihrem Götzen anzutasten wagte; daß ich ihnen die »Grundfeste« umzustürzen drohte, an der sie sich in allen Lebensnöthen und Lebensstürmen lehnen konnten. Man wird mir vorwerfen, daß ich Zweifel erregte, nichts als Zweifel und dann in Folge diese nur namenlose Verzweiflung.

Wer da sagt glücklich zu sein und fest zu stehen, der muss in seinem Wahne *so fest* stehen, daß er lächelnd in seinem Glücke meiner nur spotten kann. *Der* Spott aber kränkt mich nicht; gibt es noch *ein* glückliches, sich bewusstes Weib – so hat bei *dem* meine Mission aufgehört. Nur an Euch Ihr Unglücklichen meines Geschlechts, ist mein Wort gerichtet, nur an Euch, die Ihr ein armseliges Surrogat in dem Glauben fandet – und eben weil ihr durch mein schwaches Wort in ihm erschüttert werden könntet, den besten Beweis für seine Echtheit, für die Kraft seines Trostes, für die auf Sand gebaute Grundfeste Eurer Glückseligkeit ablegtet. Was ich einfach und offen und in gedrängtester Kürze als mein Bekenntniß hier aussprach, es ist hundert und abermals hundert mal von Andern, nur erwiesener und gründlicher gesagt worden; es ist aber nicht zu Euch hin gedrungen, weil es in einer Sprache gesagt war, die nur

Auserwählten verständlich und die gleichsam als Hohepriester im Tempel der Wissenschaft dastanden.

Uns ward eine ›*Auslegung*‹ dieser Hohenpriester und Schriftgelehrten zu Theil, – aber das richtige, das einfache, klare *Verständniß* blieb uns vorenthalten! Wir Alle sollten ins Heiligthum nicht eindringen und die Wahrheit erkennen, die nun auch die Herzen der Frauen mit Macht ergreift, und uns mit muthigen Händen den Vorhang zerreißen heißt.

Hinter ihm liegt das Buch aufgeschlagen, das Überzeugung von der Wahrheit lehrt. Darum vertraut nicht bloß Eurer oberflächlichen Einsicht in diesem Augenblick allein; *erringt Euch Überzeugung* von der Wahrheit und durch sie helft rüstig das Werk für die Menschheit vorbereiten. – Wähnt nicht, Ihr Mütter und Frauen, ich lege ein zu großes Gewicht auf Euren Beistand! Wähnt nicht, ich habe mich von den herrschenden Zeitideen berauschen lassen, indem ich die Sorge um jenes erhabene Werk, die Museu und Arbeiten für dasselbe Euren schwachen Frauenschultern mit aufbürde und die Lösung des Weltgeschicks mit *Euch* verkünde! – O, seht Eure Säuglinge, Ihr Mütter, in Euren Armen ruhen! Wollt Ihr sie mit der Ammenmilch der Lüge fortan noch nähren? Wollt Ihr sie nicht an Eurer Brust schon mit dem gesunden Hauche des neuen geistigen Frühlings kräftigen und sie zum heiligen Empfange der vollständigen Wahrheit vorbereiten? An *Euch liegt es*, sie für die *Wahrheit* oder – für die *Lüge* empfänglich zu machen; an *Euch*, dem *freien* Vater den *freien* Sohn zu zuführen, damit er vollende, was und wie Ihr begonnen! – *an Euch liegt es*, Töchter zu erziehen, die keinen Slaven jemals mit ihrem Lächeln beglücken werden!

Grossen Müttern des Alterthums und deren *geistige Pflege* ihrer Kinder, verdankt man die größten Männer der Zeit: das bezeugt Empaninondas, das bezeugen Tiberius Gracchus und Gajus Sempromius Gracchus. Mütter! Lasset auch unsere Zeit davon zeugen.

— — —

Mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit hat Louise Aston, in dem im vorigen Abschnitte erwähnten Büchlein, ihre Ideen über Frauenemancipation, ›an der ihre Sehnsucht hängt‹, im Allgemeinen dargelegt. Welches Weib sollte hiernach nicht mit ihr auf die Erfüllung dieser Sehnsucht hoffen? Das freimüthige Bekenntniß ihres Glaubens und Denkens, ihre gründliche Rechtfertigung dem Verfahren der Berliner Behörde gegenüber, erweckte Sympathie einziger Art bei den Frauen und Männern unserer Zeit. Wir waren berechtigt, in sie die kühnsten Erwartungen zu setzen, wir sehnten uns nach jeglicher Äußerung ihrer klaren Anschauung der gegenwärtigen Dinge, nach dem neuen, frischen Schwung dieser muthigen Frauenseele. — Da erscheint sie uns selbst: — In der Form eines Roman's*) tritt sie uns mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit ihrem innern und äußern Leben entgegen. Aber Welch einen schmerzlichen Eindruck gewährt uns ihre Erscheinung! Um wie viele Hoffnungen sind wir gerade durch diese Schrift ärmer geworden! — Wir wissen es, dass sie sich selbst zur Heldin dieses ›Fragmentes aus ihrem Leben‹ dahin gestellt hat. Sie selbst ist Johanna, das Mädchen voll unwiderstehlicher Körperschönheit; — sie ist das verkaufte Weib des Herrn Oburn, eines Mannes den sie mit den widerlichsten Eigenschaften des Körpers, als auch des Characters schildert.

Eben hat die Verfasserin uns durch eine gewandte Schilderung zum innigsten Mitleid für Johanna, deren Vater, ein herzloser Landgeistlicher, die Tochter zur Einwilligung einer ehelichen Verbindung mit dem reichen englischen Fabrikbesitzer Oburn zwingt, aufgefordert; — sie hat uns bis zur Entrüstung ob der Macht eines Barbaren von Vaters über sein Kind, hingerissen, — da zerstört sie sogleich wieder in blinder Eitelkeit, in offenbarem Mangel an weiblichem Zartgefühl und Edelsinn unser

*) »Aus dem Leben einer Frau« von Louise Aston. Hamburg bei Hoffmann und Campe 1847 [Anm. Anneke].

Mitleid und unsere keimende Verehrung und Liebe für sie. In den schroffsten Gegensätzen hält die Verfasserin die Schilderung ihrer eignen Persönlichkeit, die ihr sehr wohl gefällig ist, gegenüber der ihr missfälligen des, dem armen Mädchen freilich aufgezwungenen Ehegatten; – und diese Schilderung erweckt in uns bösen Argwohn, ja sie zwingt uns gar die Überzeugung ihrer gehässigen, dem weiblichen Herzen unwürdigen Parteilichkeit ab; sie zeugt keineswegs von der Hoheit eines ruhigen, die Verhältnisse klar erfassenden Characters dieser Frau, der, anstatt den erbärmlichen Institutionen unserer Gesellschaft der Schuld zu zeihen, den Personen, welche durch jene geleitet und gezogen worden sind, sich so feindlich gereizt gegenüber stellt. Die Verfasserin hatte sich noch nicht zu der Freiheit des Geistes emporgeschwungen, die notwendig dazu gehört, das eigene Unglück zu begreifen und es als ihr eigenes Unglück zu negiren, um dasselbe mit kritisirendem Blick dem gerade das weibliche Geschlecht unter dem heutigen Wirrsal der Dinge preisgegeben ist, darstellen zu dürfen. – Bevor sie an dies Werk ging, musste sie sich Rechenschaft abgelegt haben, ob sie frei von Hass und Eitelkeit, frei von niedriger Gefällsucht und weiblicher Koketterie – rein von aller Fehle und Schuld, der sie ehemals auch, eine sündige Magdalene, verfallen sein mochte, dastand. Aber mit Schmerz muss ich es sagen: noch blickt aus jeder Zeile ihres, in einzelnen Theilen schön geschriebenen Buches das Gegentheil; noch tritt sie uns in all jenen Leidenschaftlichkeiten entgegen, wie sie sich auch zu schildern versucht voll Schöne und Reinheit, voll Liebe und Tugend. Ihren Schwestern hätte Louise ein richtigeres Gefühl für die Wahrheit zutrauen sollen; – wir glauben ihr nimmermehr! –

Sie hatte sich dazu verstanden, freilich unter dem Ausbruch grenzenloser Verzweiflung, dem ungeliebten Manne sich hin zu geben. Konnte sie das thun? – Wollte uns Niemand glauben machen, dass wir, selbst in solchen äußersten Nothfällen, die ›Genothzüchtigten‹ zu sein brauchen, in so fern wir fest sind und lieber Leben und alles Andere daran setzen, als die

Gemissbrauchte werden zu wollen. Das Opfer der Jungfräulichkeit musste sie büßen, kein Gott rettete sie davor. –

Wir konnten in der Seele eines starken unverdorbenen Mädchens eben so leicht den Entschluss reifen sehen, der sie ausrufen heißt: »Wohlan: ich will meinen Leib nicht verkaufen, – fort entfliehen, – lieber der Noth in die Arme als ihm, dem sinnlichsten aller Mädchenräuber, – eher dem Tode entgegen als ihm den ich verabscheue.« Ich sage: eben so leicht musste dieser Entschluss bei ihr reifen, als jener in dem sie ruft: »Beten kann ich nicht – wohlan so will ich fluchen. Es giebt keinen Gott der Liebe; warum leide ich sonst: wenn die Gnade des Himmels nicht allgemein ist, wie sein Regen und Sonnenschein; wenn sie nicht auch zu mir und meinen Schmerzen segnend hernieder steigt: dann ist sie ja nichts als ein Traum der Glücklichen, die ihr süßes Vorrecht in so schöne Bilder kleiden. Ich will nicht länger zu diesen Träumen schwören. Meine Träume hat die Wirklichkeit zertrümmert, die Wirklichkeit dieser Welt und ihre eiserne Macht! Wohlan so will ich sie anerkennen und mit ihr kämpfen um jeden Fuß breit Landes, den ich mir umschaffen will in ein Paradies. Für die Welt, die den Sieg davon getragen hat über mein Herz, für die Welt nur will ich leben. Das Geld, mit dem der Seelenhandel getrieben wird, dem ich die Ideale meiner Jugend geopfert, ist ja der Schlüssel zu dem Reich dieser Welt, zu allen Quellen des Genusses und der Freude! Geld war mein Verhängniß – es soll mein Verhängniß bleiben, dem ich willig folge, gegen das ich länger nicht thöricht kämpfe! Ich gelobe es mir fest in dieser qualvollen Stunde und breche mit den frommen Träumen und heiligen Gelübden meiner Jugend«.

Liegt zu Anfang in diesem Ausruf auch eine ganz vernünftige Logik, gegen die wir nichts einwenden können, so liegt doch in der Verzweiflung des Entschlusses, der ihr unmittelbar folgt, etwas so Schaudervolles und Entsetzliches, dass wir mit ihr verzweifeln könnten, hätten wir, selbst in dem erbärmlichsten Dasein, nicht noch eine andere Basis, auf die wir unser Glück, dereinst zu gründen, immerhin hoffen dürften. Diese ist das

Vertrauen zu uns selbst, zu unserer weiblichen Würde und oft anscheinend nur gebrochenen Kraft jenes Vertrauen, das niemals wanken darf, das wir mindestens festzuhalten streben müssen wie einen letzten Nothanker. Ich denke eben nicht an jene Tausende unsers Geschlechts, die moralisch und physisch schon gestorben sind; gestorben noch ehe sie wählen konnten den Fluch oder Segen des Lebens und der Liebe; gestorben im zartesten Keim, noch ehe sie zur Jungfräulichkeit erblüht; gestorben und verdorben unter dem Schutz von Privilegien die einem christlichen Staate für Geld verkäuflich waren.

Korrespondenz aus Köln, Allgemeine Zeitung,
4. April 1848

Köln, 30 März. Die Kunde von den bereits seit gestern eingestellten Zahlungen des hiesigen Bankiershauses *A. Schaaffhausen*¹⁵ erregt eine ungemaine Sensation in der Stadt. Als in den letzten drei Tagen die Baarschaften des in jeder Beziehung so soliden Geschäfts auf die Neige gingen, ward eine telegraphische Depesche von hier an den Finanzminister *Camphausen* nach Berlin gerichtet, worin dieser um die Beschaffung der augenblicklich nöthig gewordenen Baarfonds für das erwähnte Geschäft Schaaffhausen angegangen wurde. Gestern Nachmittag war noch keine Antwort erfolgt; das Bankcomptoir war nur ermächtigt seine täglichen Ausgaben auf 2000 Thaler festzustellen; die Banknoten können aus Mangel an Geldvorrath nicht mehr in baar ausgewechselt werden. Die Mittel die ein dem Hause Schaaffhausen befreundetes hiesiges Bankierhaus anzubieten vermochte, beschränkten sich auf eine Summe von 50.000 Thlr. in baar, die aber nicht hinreichend waren die augenblickliche Calamität zu hemmen. Was blieb zu thun übrig? Nichts als die officielle Einstellung der Zahlungen, obgleich der Geschäftsstand des Hauses ein durchaus gediegener ist und die Gläubiger nicht den geringsten Verlust zu befürchten haben. Leider aber ist der Umstand für die merkantilistischen Verhältnisse unserer ganzen Gegend rückwirkend und waren die traurigsten Folgen zu gewärtigen. Man schätzt die Zahl der Fabriken auf 35 bis 40 die hiedurch genöthigt seyn dürften ihre Arbeiter zu entlassen; deren Zahl möchte leicht Tausende und abermals Tausende übersteigen. Uebrigens dürfen wir das Vertrauen nicht sinken lassen daß zeitig die dringenden Maßregeln getroffen werden der durch solche und ähnliche Schläge veranlaßten eintretenden Noth vorzubeugen.

¹⁵ Der A. Schaaffhausen'sche Bankverein war eine Privatbank mit Sitz in Köln.

Korrespondenz aus Köln, Allgemeine Zeitung,
5. April 1848

Köln, 30 März. Hr v. Wittgenstein¹⁶, Commandant der hiesigen neuerrichteten Bürgergarde, Betheiliger des Bankierhauses Schaafhausen, hatte gestern Morgen eine Versammlung sämmtlicher Officiere der Bürgergarde auf dem Rathhause veranstaltet, um von dem ihm einstweilen provisorisch übertragenden Posten als erster Commandant zurückzutreten, im Fall man ihm in Folge des erlittenen Schlages in seiner socialen Stellung fortan nicht jenes ihm vorher geschenkte Vertrauen mehr zu Theil werden lasse. Hr. v. Wittgenstein bemerkte sehr richtig daß in einer Zeit wie die jetzige ein jeder, der dem öffentlichen Leben in irgendeiner Beziehung angehöre, sich wohl prüfen müsse ob er das Vertrauen des Volkes besitze und es zu rechtfertigen im Stande sey. Insofern er es besitze (und wodurch könnte er es verwirkt haben?) blieben seine Kräfte diesem Streben unverkürzt. Einer solchen ehrenhaften Erklärung trat man allgemein mit verdoppeltem Vertrauen entgegen, und so bleibt er. Generalleutenant v. Canitz ist seiner Stellung als erster Commandant von Köln enthoben worden, und zwar wie der Kriegsminister den Abgeordneten des Kölner Gemeinderaths versichert hat, lediglich aus dem Grunde weil er zum Commando eines mobilen Truppen-corps unentbehrlich ist. An seine Stelle ist der General von Safft, früher Artillerie-Inspector, getreten, ein Mann wohlbekannt durch seine Humanität und durch seine bürgerfreundlichen Gesinnungen, da er im vorigen Jahr den Dienst verlassen hatte weil ihm die damaligen Verhältnisse des Militärs nicht mehr zusagten. Die Bürgergarde wird ihn durch eine Deputation ihrer Officiere freundlich »willkommen« heißen.

¹⁶ Heinrich von Wittgenstein (1797-1869), Unternehmer und Politiker aus Köln, verheiratet mit Maria Theresia Schaafhausen, Tochter der Bankiers Abraham Schaafhausen.

Frauen - Zeitung.

Herausgegeben von Mathilde Franziska Anneke.

N^o 1.

Mittwoch den 27. September.

1848.

(Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Preis hier in Köln 7½ Sgr. monatlich; außerhalb mit Einschluß des Postes: 22½ Sgr. pro Vierteljahr. — Das Abonnement pro September setzt hier in Köln 6 Sgr.; englische Nummern 6 Fl. — Man abonnirt hier in Köln am alten Ufer Rhe. 5-7; auswärts bei dem nächsten Postamt. — Einladungsgebühren 6 Fl. die keine Zelle. — Einzelne Nummern sind für 6 Fl. zu haben: unter der Koche am Deum, bei Ober, Heilmannstr. 36, und bei Hamm, Min-Grabenstraße 16.

Lebt, so machen sie's mit Einem; da wird nun das kleine unschuldige Blättchen, „Die Neue Kölnische Zeitung“, das so sehr einfach und redlich die Wahrheit sagt, und bei der heftigen Erklärung des Belagerungszustandes von Köln, null und nichtig gemacht. Die Herausgeber der Zeitung Hr. Anneke, mein Mann, und Hr. Bunt, mein Freund, werden nun ihren Verpflichtungen, die sie gegen Euch, geehrte Abonnenten, haben, nicht nachkommen können; mein Mann befindet sich, wie Ihr sicher wißt, im Kerker und ihm ist die Macht genommen Euch zu entschädigen; mein Freund meint er wolle eine andere eben so kleine Zeitung wie die Neue Kölnische Zeitung unter dem Namen „Höllenschein“ herausgeben; — ich aber meine, dem „Höllenschein“ würde man wohl ein noch kürzeres Leben prophezeihen dürfen, als unserer kleinen Kölnischen Zeitung. — In die Verpflichtungen der beiden Männer gegen Euch, geehrte Abonnenten, trete ich, ein Weib. Ich bringe Euch anstatt der Neuen Kölnischen Zeitung, die von heute an, wie man mir erzählt, nicht mehr erscheinen soll, die „Frauen-Zeitung“. Begnügt Euch mit ihr, so lange es geht; ich prophezeihe ihr auch kein langes Leben. — aber das schadet nicht, — trete ich wieder mit ihr ab von dem öffentlichen Schauplatz, auf den mich die Noth herausgefordert hat, in meinen stillen häuslichen Kreis — dann erhebt sich wieder mit weit stärkerer Kraft:

„Die Neue Kölnische Zeitung.“

Kirche und Schule.

Der vielen hundert Jahren waren die Geistlichen, besonders die Mönche in den Klöstern, die einzigen Menschen, welche lesen und schreiben konnten, und von andern gelehrten Sachen was verstanden. Wer dazumal also was lernen wollte, mußte bei den Geistlichen in die Schule gehen. Es gab auch in der Zeit keine andern Schulen, als in den Klöstern, und keine andern Lehrer, als die Geistlichen. Mit der Zeit ist das Ding aber ganz anders geworden. Die ganze Welt wurde immer klüger und lernte immer mehr; die Mönche aber kamen mit ihrer Ortelantheit nicht weiter, es waren oft die dümmsten Teufel in so 'nem Kloster. Die Klöster hörten nach und nach

auf, weil die Menschen immer mehr zu der Einsicht kamen, daß die Mönche und Nonnen doch eigentlich bloß müßiges Volk wären, die auf anderer Leute Kosten lebten. Deshalb wurden andre Schulen angelegt, besonders in den Städten. Die Geistlichen wollten sich aber wenigstens die Aufsicht über die Schulen nicht nehmen lassen, und die Bürger ließen sich das auch gefallen, daß die Geistlichkeit diese Aufsicht behielt, einestheils aus alter Gewohnheit, andernteils, weil die Geistlichkeit ihnen vorredete, wenn sie nicht die Aufsicht behielten über die Schulen, so ginge das Seelenheil der Kinder zu Grunde, und die Kinder würden alle Teufelkinder werden. So ist die Sache nun geblieben bis auf den heutigen Tag. Alle aufgeklärten Menschen sind aber jetzt

Titelblatt der von Mathilde Franziska Anneke herausgegebenen »Frauen-Zeitung«.

Kirche und Schule

Vor vielen hundert Jahren waren die Geistlichen, besonders die Mönche in den Klöstern, die einzigen Menschen, welche lesen und schreiben konnten, und von andern gelehrten Sachen was verstanden. Wer dazumal also was lernen wollte, musste bei den Geistlichen in die Schule gehen. `S gab auch in der Zeit keine andern Schulen, als in den Klöstern, und keine andern Lehrer, als die Geistlichen. Mit der Zeit ist das Ding aber ganz anders geworden. Die ganze Welt wurde immer klüger und lernte immer mehr; die Mönche aber kamen mit ihrer Gelehrsamkeit nicht weiter, `s waren oft die dümmsten Teufel in so `nem Kloster. Die Klöster hörten nach und nach auf, weil die Menschen immer mehr zu der Ansicht kamen, daß die Mönche und Nonnen doch eigentlich bloß müßiges Gesindel wären, die auf anderer Leute Kosten lebten. Deshalb wurden andere Schulen angelegt, besonders in den Städten. Die Geistlichen wollten sich aber wenigstens die Aufsicht über die Schulen nicht nehmen lassen, und die Bürger ließen sich das auch gefallen, daß die Geistlichkeit diese Aufsicht behielt, einestheils aus alter Gewohnheit, andernteils, weil die Geistlichkeit ihnen vorredete, wenn *sie* nicht die Aufsicht behielten über die Schulen, so ginge das Seelenheil der Kinder zu Grunde, und die Kinder würden alle Teufelsbraten werden. So ist die Sache nun geblieben bis auf den heutigen Tag. Alle aufgeklärten Menschen sind aber jetzt zu der Einsicht gekommen, daß die Schule von der Kirche getrennt werden muß, das heißt, daß die Geistlichkeit die Aufsicht über die Schulen nicht mehr länger behalten darf, weil`s erstlich nicht ihre Sache ist, für`s Zweite aber dem Unterricht viel Schaden thut. Daß es nicht ihre Sache ist, ist ganz klar; `s kommt mir gerade so vor, wenn die Geistlichen die Schulen beaufsichtigen wollten, als wenn ein Schuster eine Schneiderwerkstatt, oder als wenn ein Offizier die Kirche beaufsichtigen wollte. Nun sagen aber die

Geistlichen: »der Unterricht muß ein frommer, christlicher sein; die Herzen der Jugend müssen schon früh in der Furcht Gottes erzogen werden, und darum müssen wir die Aufsicht über die Schule führen.« Das wollen wir doch 'mal sehen, ob das so wohl recht ist. Was lernen die Kinder in der Schule? Zuerst das A B C, ein frommes, christliches Buchstabiren, Lesen, Schreiben und Rechnen? Gott bewahre, das ist für alle Menschen egal, ob sie nun Christen, Juden, Türken oder Heiden sind, wenn sie nur ein und dieselbe Sprache sprechen. Also damit können die Geistlichen nicht durchkommen. »Ja, Religions-Unterricht, Beten, Messe hören«, werden sie da sagen. Und ich sage Euch: Da liegt eben der Hase im Pfeffer; das ist gerad' das allergrößte Unglück für den ganzen Unterricht, daß die Kinder viel zu früh mit Dingen behelligt werden, wo sie nicht von verstehen und nicht von verstehen *können*, daß sie komplett *abgerichtet* werden wie Hunde, daß die geradezu dumm und zu *Lügnern* und *Heuchlern* gemacht werden. Nu! Nu! schimpft nur nicht auf mich, und fällt nicht gleich über mich her und steinigt mich nicht, Ihr Frommen alle, die Ihr denkt, ich lästerte Eure Religion und wollt' sie in Gefahr bringen. Ihr seid doch alle Menschen, die Verstand zum Ueberlegen im Kopf haben; also hört mich auch ruhig an und gebraucht Euren Verstand, ich will's Euch Alles beweisen. Ich schwätz' Euch nicht bloß was vor und sag' Euch: Ihr müßt's mir glauben; nein, ich such's Euch Alles klar zu machen und zu beweisen. Und wenn das in Euren Verstand nicht passt, dann braucht Ihr's ja nicht anzunehmen, oder Ihr könnt mit Eurem Verstand gegen meinen ankommen, und dann können wir 'mal sehen, welcher oben drauf bleibt.

Also 'mal los. Ihr wisst doch, daß uns so Vieles erzählt wird in der Religion, was kaum ein erwachs'ner Mensch begreifen kann, viel weniger ein Kind mit seinem schwachen Verstand. So'n kleiner Kinderverstand aber, der muß gerade wie der Leib der Kinder viel sorgfältiger behandelt wer-

den, als der von erwachsenen Menschen. Erzählt man den Kindern nun was daher, das sie nicht begreifen können, dann werden sie entweder ganz verwirrt und dumm, oder sie lassen's zu einem Ohr herein gehen und zum anderen wieder heraus und plappern's bloß mit der Zunge nach, wenn sie's mit Gewalt lernen müssen. Das ist aber ein schlimmes Ding, wenn der kleine Verstand so früh verwirrt gemacht wird, oder wenn man die Kinder an's bloße Nachplappern gewöhnt; da kann aus ihrem Verstand niemals viel werden. So'n verworrener Verstand, der wird so leicht nicht wieder gerade, und wer nicht schon früh an ordentliches Nachdenken gewöhnt ist, der lernt's später sehr schwer. Was die Kinder nicht verstehen können und bloß so nachplappern müssen, das macht ihnen auch keine Freude; dabei haben sie Langeweile und werden nachlässig und unaufmerksam sein. Weil sie aber Prügel kriegen, oder knien müssen oder sonst bestraft werden, wenn der Lehrer oder der Geistliche das sieht, so fangen sie schon früh an, ihm Wind vorzumachen, ihn zu belügen und zu betrügen. Das ist aber sehr schlimm; da wird der ganze Charakter verdorben, und wenn nicht gute Beispiele zu Haus oder späteres Nachdenken die Kinder wieder besser macht, werden Taugenichtse draus. Was es mit der Andacht und der Frömmigkeit der Kinder zu bedeuten hat, brauch' ich wohl nicht groß erst zu erklären. Das ist gerade ebenso wie mit der Andacht von 'nem Pudel oder 'nem Papagei, wenn man dem Pudel 's Knien lehren wollt' und dem Papagei ein Gebet sprechen. Seht doch nur die Kinder an bei 'ner Prozession oder in der Messe, wenn der Pastor oder der Schulmeister nicht grad' dabei steht und drauf Acht gibt. Und dann frage ich Euch Alle, wenn Ihr ganz ehrlich sein wollt: erinnert Euch 'mal an Eure Jugend und sagt mir aufrichtig, ob ich nicht Recht hab'!

Ich sag' Euch: es ist ein wahrer Spott, der mit der Religion getrieben wird, wenn man die kleinen Kinder so dazu ab-

richtet! Keinen Augenblick früher sollt' man den Menschen was davon erzählen, als bis sie Verstand genug haben, die Sache zu begreifen. Lehrt den Kindern erst die Welt kennen, und alsdann gebt ihnen Antwort, aber nicht mehr, als sie verstehen können, und wenn sie weiter fragen, gebt ihnen immer mehr Antwort. Das ist die rechte Art!

'S ist aber noch ein anderer Uebelstand dabei, wenn die Kinder schon so gar früh auf Religion abgerichtet werden. Dieser Uebelstand ist, daß der unglückselige Zwiespalt und Haß zwischen den verschiedenen Religionen, zwischen Katholiken, Evangelischen, Lutherschen, Juden, Deutschkatholischen, und wie sie Alle heißen, schon in früher Jugend den Menschen eingebläut wird und niemals ein Ende nimmt. Obgleich in 'ner großen Stadt so was gewöhnlich nicht so arg ist, weil die Menschen meist aufgeklärt sind, steht's doch in Köln damit noch so, daß sich hier gewiß keine deutschkatholische Gemeinde bilden könnte, ohne daß sich die Leute bei den Ohren kriegten, ohne daß es Prügelei Mord und Totschlag gäb'. Das ist auch noch 'ne Ursache, warum man die Kinder nicht zu früh zur Religion abrichten und besonders den Pfaffen nicht die Aufsicht über die Schulen lassen darf. Für alle Religionsarten darf es nur eine einzige Art Schulen geben, welche von der Gemeinde oder vom Staat unterhalten werden. Die Lehrer müssten verständige, brave, ordentliche und rechtschaffene Leute sein, ob Katholiken, Protestanten oder was sonst, das ist Einerlei. Die Kinder sollen zu allererst was *Ordentliches* lernen und *brave, rechtschaffene Menschen* werden. Die Aufsicht über die Schulen muß ein besonderer Schulvorstand haben, den die Gemeinde wählt. Wenn's Zeit ist für die Kinder zum Religions-Unterricht, dann können die Geistlichen, oder wie's die Eltern sonst haben wollen, solchen Unterricht geben.

Warum wollen denn nun aber auch wohl die Geistlichen mit aller Gewalt die Aufsicht über die Schulen behalten? Darum wollen sie die Aufsicht behalten, daß sie die Men-

schen *dumm halten* können, und *die große Macht, die sie haben, nicht verlieren*. Die Pfaffen sind ein hochmüthiges Volk, grad' wie die preußischen Beamten, und sie wollen die Menschen von der Wiege bis zum Grabe regieren und beherrschen, wie sie's von Ewigkeit her gethan haben. Nicht Alle sind sie so, aber die Mehrsten. Seht sie Euch nur recht genau an, und lest es in ordentlichen Büchern nach, wie sie's in der Welt getrieben haben.

Die Abgeordneten in Berlin und in Frankfurt werden auf jeden Fall beschließen, daß die Schule von der Kirche getrennt werden soll, das heißt, daß die Pfaffen nichts mehr damit zu schaffen haben sollen. Darüber sind sie jetzt in Todesangst, und schicken Petitionen über Petitionen nach Berlin und Frankfurt gegen die Trennung der Schule von der Kirche. Die meisten Petitionen von dieser Art sind von den evangelischen Pfaffen in Sachsen und von den katholischen im Bisthum Trier und im Bisthum Osnabrück gemacht, besonders auf dem Land', und die armen Bauern haben alle unterschreiben müssen. Die evangelischen Pfaffen in Sachsen haben von den Kanzeln die Petitionen verlesen und die Leute zum Unterschreiben aufgefordert, und auf den Altar haben sie die Dinger hingelegt. Durch solche Spitzbubenstreiche wollten sie den Bauern weiß machen, daß es 'ne heilige Sache wär' mit den Petitionen, und daß jeder gute Christ unterschreiben müßt'. Wie's die katholischen Pfaffen gemacht haben, weiß ich nicht, wahrscheinlich wohl eben so. Arg genug muß es wohl hergegangen sein, weil ein Wahlmann Namens Erzbach zu Mauelshagen im Kreise Waldbroel eine Petition darüber nach Frankfurt geschickt hat, wie die Kerls in seiner Gegend die Sache getrieben haben.

Ich rathe Euch, kauft niemals eine Katz' im Sack; seht Euch Alles erst ordentlich an, und überlegt's mit gesundem Menschenverstand, auch wenn's von den Pfaffen kommt.

Roth!

Die *rothe* Republik heißt nicht deshalb die rothe, weil sie etwa die Guillotine zum Symbol hätte, wie man einfältiger oder perfider Weise verbreitet. Die *rothen* Republikaner waren es, welche nach der Februarrevolution in Paris zuerst der Abschaffung der Todesstrafe Beifall riefen. Die rothe Republik hat ihre Farbe gewählt im Gegensatz zu der blauen oder weißen »honetten« Republik der Bourgeoisie. Diese »honette« Republik hält alle die furchtbaren Kontraste, welche grell im Schooße der gegenwärtigen Gesellschaft uns entgegen grinsen, aufrecht, wie die Monarchie. Sie erkennt nur die tyrannische Herrschaft des Kapitals an und spricht ihm das Recht zu, die Arbeit für sich auszubeuten. Deshalb erhob sie sich so grimmig gegen die »rothe« Republik in der Junirevolution, welche das *Recht der Arbeit* auf ihre Fahnen schrieb. Die »honette« Republik war es, welche die niederträchtigsten Grausamkeiten gegen die besiegten rothen Republikaner beging, die zahllosen nächtlichen Füsiladen in den Gärten und Kellern der Tuileries, die massenhaften willkürlichen Deportationen und Mißhandlungen der Gefangenen in feuchten Kerkern. Die rothe Republik hielt ihre Hand rein vom Mord. Die rothe Republik proklamirt das Recht auf Arbeit; sie verlangt, daß ein Jeder, der seine Kräfte und Fähigkeiten der Gesellschaft widmet, eine ausreichende Existenz habe; sie will Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle! *Die rothe Republik ist die demokratische, soziale Republik*; und weil sie das Glück und die Freiheit *Aller* will, deshalb wird sie von allen denen geschmäht, welche Glück und Freiheit als ein Vorrecht betrachten, dessen das Volk nicht würdig wäre! –

Die Gräuelt, welche die wüste, aufgeregte Fantasie Kurzsichtiger der *rothen Republik* zuschrieb, sie sind auf eine furchtbare, schauerhafte Weise zur Wahrheit geworden in der *rothen Monarchie*. Triefend von Blut steht die Monarchie, welche man trotz aller Gräueltthaten dem leichtgläubigen

Volke als Schutz vor dem Blutvergießen darzustellen gewußt hatte, plötzlich wieder vor den entsetzten Blicken. Höhnisch lächelnd taucht ein roher fürstlicher Henker, der Vertreter der Monarchie seine Mörderfaust in das Blut eines unverletzlichen Volksvertreters, eines Lieblings des deutschen Volkes. Was ist der Mord Auerswald's und Lichnowsky's¹⁷, diese von einem furchtbar aufgeregten Volkshaufen begangene That, gegen den kalten, vorbedachten, mit gesetzlichen Farcen verbrämten Mord! In sittlicher Beziehung steht Windischgrätz¹⁸, der Held der rothen Monarchie, klafertief unter jenen wilden, wüthenden Menschen! Damals rief man am Grabe noch zur Rache auf, damals sprach man von »niederträchtigem Mord«; jetzt spricht man nur von einer »Tödtung« und trägt in Frankfurt noch Bedenken, sie »ungesetzlich« zu nennen.

Die *rothe Monarchie* bereitete sich eben vor, den zweiten Akt des furchtbaren Trauerspiels, in welchen das deutsche Volk Zuschauer und Mitspieler ist, in Berlin aufzuführen. Die Freiheit des Volkes wird mit Füßen getreten, seine Vertreter werden gehetzt und mißhandelt, die Stadt wird mit Mordapparaten angefüllt, man sucht auf jede Weise die Gelegenheit, sie in Grund und Boden zu schießen und mit Blut zu überschwemmen, herbeizuführen. Der König, der »Landesvater«, kennt die Stimmung des Volkes; er weiß, wie er zu seinen Vertretern steht; er weiß, daß seine launenhafte Eitelkeit unsäglichen Jammer über seine »geliebten« Berliner bringen muß. Aber gleichviel! Die Hohenzol-

¹⁷ Hans von Auerswald (1792-1848) und Felix Fürst von Lichnowsky (1814-1848), konservative Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung, wurden während der sogenannten »Septemberunruhen« von einer aufgebrachten Volksmenge ermordet.

¹⁸ Alfred I. zu Windisch-Graetz (1787-1862), österreichischer Feldmarschall, der den Wiener Oktoberaufstand blutig niederschlug. Auch wurde im Zuge dessen der Frankfurter Paulskirchenabgeordnete Robert Blum am 9. November 1848 standrechtlich erschossen. Speziell auf diesen völkerrechtswidrigen Akt spielt Anneke hier an.

lern wollen *mit Ehren* fallen – was kümmern sie die Flüche oder Klagerufe der Verwundeten und Sterbenden! Was kümmert sich die rothe Monarchie um Ströme vergossenen Blutes, um Haufen von Leichen unschuldig Hingemordeter, wenn nur die Hohenzollern »mit Ehren für ihre Herrscherrechte« fallen! Wehe, wehe über die unsägliche Verblendung der Menschen, welche dem Einzelnen gestattet, sein kleines Selbst gegen das Wohl und Wehe eines ganzen großen Volkes in die Waagschale zu werfen! Wehe den »Freunden der wahren Freiheit«, welche auch diese Vorbereitungen der rothen Monarchie zu neuen Morden wieder gutheißen, welche jämmerlich die offenkundigen Rechte und Freiheiten des Volkes und seiner Vertreter verläugnen und keine Reaktion, sondern nur die besten Absichten sehen! Das Blut, das vergossen wird, komme über ihr schuldiges Haupt!

Die rothe Monarchie ruft die Rache wach in jeder Brust; sie sät Blut und Leichen; sie wird Blut und Leichen ernten. Sie ist geboren unter Blut und Leichen; sie wird untergehen unter Blut und Leichen.

Schnurrig, aber wahr

Was in der Welt nicht Alles passieren kann! Aus einem königlich Preuß. Divisionsgeneral wird ein Kommunist! Schauts Ihr Leute, da stehts! Aus einem Herrn oder Freiherrn von Drigalski¹⁹ – ist ein Bürger v. Drigalski geworden! Folgendes Schreiben hat Bürger v. Drigalski mit dicker, fetter Schrift in der Düss. Z. drucken lassen; wir sorgen für dessen möglichste Verbreitung.

Als Gott und meinem Könige treu ergebener Kommunist, erkläre ich hiermit, daß ich zur Unterstützung meiner armen Brüder der Gesamtgemeinde Düsseldorf, so lange ich hier ansäßig bin, die jährliche Summe von 1000 Thlr. an die hiesige Stadtarmenkasse in monatlichen Raten durch die hiesige Regierungshauptkasse zahlen werde.

Ich bedinge hierbei, daß sämtliche in der Gemeinde wohnenden Militärinvalidenarmen und deren Familien an städtischen Unterstützungen Theil nehmen.

Familienvater von Eilf lebenden Kindern, Unterstützer mehrerer armen Verwandten, thue ich hiermit, was ich rechtlich kann.

Mitbürger! Nehmt ein Beispiel daran und seid Kommunisten im edlen Sinne und bald wird hier wie überall Ruhe, Friede und Vertrauen sein.

Düsseldorf, den 23. Nov. 1848

Bürger v. Drigalski

¹⁹ v. Drigalski (Vorname und biografische Daten sind unbekannt) war während der Revolution von 1848/49 Divisionskommandeur in Düsseldorf.

Der politische Tendenz-Prozeß gegen Gottschalk²⁰, Anneke und Esser

Einleitung

Am 3. Juli 1848 wurden *Gottschalk* und *Anneke*, früh Morgens verhaftet. *Gottschalk* wurde aus dem Bette geholt; bei *Anneke*, der eben aufgestanden war, drangen sechs Schandarmen in's Schlafzimmer, *wo die hochschwängere Frau Anneke's noch im Bette lag*. Sie drängten *Anneke* zum schleunigsten Ankleiden, und wichen nicht aus dem Schlafzimmer, trotz seiner wiederholten Aufforderung. A. begab sich mit einem Theil seiner Kleider in's Wohnzimmer, damit wenigstens seine Frau von der Anwesenheit der grünen Schergen befreit würde. Als A. kaum angekleidet war, wurde er von den Schandarmen, welche in ihrem Eifer eine Scheibe in der Glasthür seines Wohnzimmers einstießen, die Treppe hinab *geschleppt und gestoßen*, obschon er keinerlei Widerstand leistete, und in's Gefängnis transportirt. Zum Abschiednehmen von Weib und Kind wurde ihm keine Zeit gegönnt. Bei G. wurde mit derselben Hast verfahren.

In G.'s und A.'s Wohnung blieben einige Grünröcke zur Bewachung zurück, bis die Herren Hecker, damals Staats-Prokurator, *jetzt Ober-Prokurator*, und Geiger, damals Untersuchungsrichter, *jetzt Polizei-Direktor*, zur Abhaltung der unvermeidlichen Haussuchung anlangten. Diese Herren haben den Schandarmen nichts nach in ihrem Verfahren. Bei *Gottschalk* ließen sie ein Schreibpult *gewaltsam erbrechen* und bemächtigten sich der Papiere und Drucksachen, die ihnen zweckdienlich erschienen. Bei *Anneke*, dessen Frau vor seiner Abführung bis zur Ankunft der Herren Hecker und Geiger von drei Schandarmen in *förmlich-*

²⁰ Andreas Gottschalk (1815-1849), Kölner Armenarzt, Mitbegründer des Kölner Arbeitervereins und des Centralmärzvereins.

ter Haft gehalten wurde (fast zwei Stunden lang, in welcher Zeit die Herren Schandarmen sich mit einer vorläufigen Haussuchung belustigten), packten die Herren Hecker und Geiger eine große Menge Papiere und Schriften, sowol von ihm selbst, als von seiner Frau, ein, um sich später mit aller Gemüthlichkeit herauszusuchen, was sie davon würden gebrauchen können. Weder bei G., noch bei A. fanden die Herren es der Mühe wert, *die Verhafteten selbst, oder einen von ihren Beauftragten, oder sonst eine unparteiische Person zur Haussuchung herbeizuziehen, die konfiszirten Sachen aufzuzeichnen und zu versiegeln*. Anneke's Frau erhielt erst nach sieben Wochen einen Theil der ihr entführten Briefe und anderen Papiere, die sich so lange *offen* auf den Bureau's der Gerechtigkeit umhergetrieben hatten, *offen* zurück. Einige von ihr geschriebene Zeitungsartikel, die A. nichts angingen, wurden zu den Akten genommen. Auch bei G. wurden Papiere und Schriften in Masse eingepackt, um später erst aus diesem Vorrath auszusuchen.

Die gegen G. und A. erhobene Beschuldigung lautete auf: »*Attentat zum Umsturz der bestehenden Regierung oder Reizen zu diesem Verbrechen.*« Sie wurde begründet gegen G. durch eine Rede, die er in einer General-Versammlung des Arbeitervereins auf dem Gürzenich über den Zeitpunkt, wann in Deutschland die Verwirklichung der demokratisch-socialen Republik zu erwarten sei, gehalten hatte: gegen A. durch eine Rede, die er bei derselben Gelegenheit gehalten, über die Vereinigung der drei in Köln bestehenden Vereine von demokratischer Richtung. Ueber die längere Rede G.'s lagen verschiedene einander sehr widersprechenden Aussagen vor und außerdem ein Bericht in der Zeitung des Arbeiter-Vereins, über die Rede A.'s nur einige Aussagen, in denen nichts weiter enthalten war, als daß D. die Versammlung »Republikaner« angedet, Versammlungen im Freien vorgeschlagen und endlich behauptet habe, der Arbeiter-Verein zähle 6000 Mitglieder und sei stark

genug, um es mit dem Militär und der Bürgerwehr aufzunehmen.

Einige Tage später reichte Polizei-Inspektor Brendamour eine Anzahl Protokolle beim Untersuchungsrichter ein, welche die Aussagen eines gewissen Maltheser über eine ganze Reihe Komitesitzungen des Arbeiter-Vereins und von Versammlungen mehrerer Filialvereine enthielten. Dieser Maltheser hatte sich für ein Komitemitglied des Arbeiter-Vereins ausgegeben, und in seinem ersten Protokoll ließ Herr Brendamour ihn sagen, er habe sich in seinem Gewissen gedrängt gefühlt, nicht länger über die verbrecherischen Reden und Absichten des Arbeiter-Vereins zu schweigen. Nie aber ist dieser Malteser Komitemitglied vom Arbeiter-Verein gewesen, sondern nichts Andres, als Spion im Solde der Polizei. Wir wissen nicht, ob der Instruktionsrichter schon damals hiervon Kenntnis gehabt hat; jedenfalls müssen wir es sehr bezweifeln, denn sonst würde wol nicht auf die bloßen Aussagen dieses Maltheser hin eine neue Beschuldigung gegen Gottschalk und Anneke erhoben worden sein, lautend auf: »*Komplott zum Umsturz der bestehenden Regierung, zur Bewaffnung der Bürger gegen einander, zur Erregung eines Bürgerkrieges, zur Verbreitung von Mord und Plünderung über die Stadt Köln – und Reizen zu diesen Verbrechen.*«

Dieselbe Beschuldigung wurde noch gegen vier andere Mitglieder des Arbeiter-Vereins, Esser, Johnen, Jansen und Kirnberg, erhoben, welche sich indeß Alle der Untersuchungshaft durch Entfernung entzogen.

Esser wurde kurz nachher in Grewen bei Münster eingefangen und wie ein gemeiner Verbrecher unter mancherlei polizeilichen Schikanen nach Köln transportirt. Die Anschuldigung gegen ihn gründete sich auf dem einzigen lügenhaften Bericht über eine Rede, die er in einer Komitesitzung der Arbeiter-Vereins gehalten.

Nachdem die Untersuchung etwa 5 bis 6 Wochen gewährt hatte, wurde sie vom Instruktionsrichter Leuthaus, der an

die Stelle des zum Polizeidirektor beförderten Herrn Geiger getreten war, für geschlossen erklärt. Der Staatsprokurator Hecker stellte indeß nach Durchsicht der Akten *neue Anträge*, auf die auch vom Untersuchungsrichter eingegangen wurde. Nach Verlauf von etwa 14 Tagen war die Voruntersuchung zum zweiten Male geschlossen. Nachdem Herr Hecker von Neuem mit Muße die Akten durchstudirt hatte, *stellte er wiederum eine Anzahl neuer Anträge*. Der Untersuchungsrichter wollte nicht darauf eingehen, eben so wenig die Rathskammer. Herr Hecker appellirte an den Anklagesenat, und diese Instanz verfügte, daß einigen von den Anträgen stattzugeben, andere hingegen abzulehnen seien. Unter den letztern befand sich nur beispielsweise der Antrag, *auf Grund eines bloßen Namens-Verzeichnisses von Personen aus allen Theilen Deutschlands*, welches sich in Anneke's Brieftasche vorgefundene, diese sämtlichen Personen, etwa 30 oder 40 an der Zahl, mit *in die Untersuchung zu ziehen!*

Außer auf die eben angeführten Denunziationen hat sich die Untersuchung erstreckt auf: eine Haussuchung bei dem Bauschreiber Becker in Hamm und Vernehmung desselben herbeigeführt durch die Worte in einem bei Anneke gefundenen Briefe Becker's: »Die Broschüren, welche Sie mir geschickt haben, sind reißend verschlungen worden;« auf Nachforschungen über einen angeblich aus Luxemburg gekommenen *anonymen* Brieg, enthalten Denunziationen gegen Gottschalk, welchen Brief Herr Carl Joest in Köln dem Untersuchungsrichter produzirt hat; auf Vernehmung des Buchhändlers Weller in Leipzig, *herbeigeführt durch einen Brief* desselben an Gottschalk, womit er diesem einige Broschüren gesandt, und worin er ihn gebeten hat, ihm dagegen die in Köln erschienene Broschüren zukommen zu lassen; auf Haussuchungen und Vernehmungen beim Arbeiter-Verein in Mainz und beim Volksverein Dortmund, herbei geführt durch die aus den Akten oder den Zeitungen des Kölner Arbeiter-Vereins sich ergebende *einfache Notiz*,

daß diese Vereine durch Zuschriften und Zusendung von Zeitungen mit einander in Verbindung gestanden haben; endlich auf Nachforschungen nach der Autorschaft und Verbreitung mehrer Flugschriften, welche die Polizei verschiedenen Personen in Köln *weggenommen* hat.

Nachdem die Untersuchung glücklich so weit ausgesponnen war, und sich füglich nicht weiter mehr ausdehnen ließ, verfügte die Rathskammer am 28. September die Ueberweisung der Akten den Anklagesenat. Dieser erkannte am 10. Oktober die Anklage, und am 20. Oktober unterzeichnete der General-Prokurator den Anklageakt.

Die ordentliche Quartal-Assise, welche am 9. Oktober begonnen hatte, war somit glücklich verpasst für diesen Prozeß.

Auf den 27. November war eine außerordentliche Assise anberaumt. *Auch die sollte wo möglich noch verpasst werden.* Die Akten der Voruntersuchung wurden nämlich an das Justizministerium geschickt mit dem Antrage, den Prozeß an einen andern Assisenhof zu verweisen. Das Justizministerium fand indeß dazu keinen hinreichenden Grund, und gegen Ende November wurden die Angeklagten Gottschalk, Anneke und Esser denn endlich auf den 21. Dezember vor die hiesige außerordentliche Assise verwiesen. Erst einige Tage nach dieser Verweisung wurde den Angeklagten, die bis dahin von dem Direktor des Arresthauses »aus polizeilichen Rücksichten« in strengster Einzelhaft gehalten worden waren, der Verkehr unter einander gestattet. Der Staatsanwalt hatte es für gut befunden, von der Liste der zu ladenden Zeugen den besoldeten Denunzianten Maltheser und den Herrn Carl Joest, welcher den oben erwähnten anonymen Brief beigebracht hatte, wegzulassen. Die Angeklagten bestanden jedoch auf Vorladung dieser beiden Personen.

Alles Uebrige ergibt sich aus dem nachstehenden Anklageakt und den mündlichen Verhandlungen.

[...]

Sitzung vom 21. Dezember.

Die erste Assisensitzung ist um 9. Uhr Morgens anberaumt; drei Compagnien Infanterie sind im Hofe des Justizgebäudes aufgestellt; der Andrang des Publikums ist sehr groß, die Angeklagten werden **mit zusammengeschlossenen Händen** aus ihren Kerkern in die Schranken geführt.

Eröffnung der Sitzung halb 10 Uhr.

Präsident des Assisenhofes ist Herr von Weiler.

Vertreter des öffentlichen Ministeriums ist Herr von Ammon. Die Namen der Geschworenen werden aufgerufen, es erfolgen sowohl von Seiten des Staatsanwalts als der Angeklagten mehrere Recusationen. Das Publikum giebt zu verstehen, daß es einige der von den Angeklagten Zurückweisungen für sehr zweckmäßig erachtet. –

Es wird die übliche Anrede des Assisenpräsidenten an die Vertheidiger und die Geschworenen gehalten.

Dann folgen die Fragen des Präsidenten an die Angeklagten, nach Namen, Alter, Stand, Geburtsort und Militair-Verhältnissen, so wie die Vorlesung des Anklageacts, bei dieser fällt zumeist auf, daß das Fundament der Anschuldigung in dem Referat eines gewissen Buchbinder Maltheser, an den Polizei=Inspector Brendamour besteht. –

Der Staatsprocurator nimmt das Wort; er sagt, daß nach den politischen Bewegungen im Februar und März dieses Jahres auch in Köln eine große Regsamkeit entstanden und in deren Folge zunächst ein Arbeiter=Verein gegründet worden, als dessen Organ die »Arbeiter=Zeitung« zu betrachten. Später tauchten dann der Demokratische Verein des Stollwerkschen Saales und der Verein für Arbeiter und Arbeitgeber auf. Es reihte sich an diese und ähnliche Verbindungen Deutschlands ein Congreß der Demokraten in Frankfurt am Main, – der auch von Köln aus, von den eben genannten Vereinen beschickt wurde. – Vor und nach diesem Congreß fanden General=Versammlungen des Arbeiter=Vereins hier auf dem Gürzenich statt, bei welchen

Reden gehalten wurden, die einen Theil der heutigen Anklage begründen. – In Folge dieser und anderer Thatsachen fanden die Verhaftungen der Beschuldigten Anneke und Gottschalk am 3. Juli d. J. statt; – Gleichzeitig die Beschlagnahme von Papieren und Druckschriften. Der dritte Beschuldigte Esser wurde in Westfalen unter einem fremden Namen erhascht, und hieher transportirt. Die eingeleitete Untersuchung hatte ihren Fortgang und nach den Resultaten derselben wurden die Angeklagten beschuldigt wie folgt:

Siehe oben den Anklageakt.

Darauf gab der Staatsprokurator noch eine kurze Erläuterung über directe und indirecte Anreizung und bemerkte, daß die Anreizung bei gemeinen Verbrechen nur dann strafbar sei, wenn sie Erfolg gehabt habe, bei dem vorliegenden Falle jedoch auch ohne Erfolg, sobald sie nur den Character der Oeffentlichkeit trägt; er macht die Geschwornen bemerklich daß sie zu prüfen hätten, ob hier eine Anreizung stattgefunden habe, ob sie den Character der Oeffentlichkeit trage und ob sie geradezu (d.h. eine directe) gewesen sei und schließt endlich damit: der Zeuge Maltheser, der bei seiner ersten Vernehmung erklärt, daß er aus keinem andern Interesse und nur von seinem Gewissen getrieben, seine Anzeige gemacht, habe bei der zweiten Vernehmung erklärt: daß er in dem Solde des Polizei=Inspectors Brendamour gestanden, kurz daß er bezahlter Polizeispion gewesen sei, der gegen baaren Lohn die Vereine r.r. besucht und dann andern Tags, an den r.r. Brendamour das Gehörte referirt habe. Aus diesem Grunde habe denn auch die Staatsbehörde den Zeugen Maltheser nicht vorladen wollen, was jedoch dann von Seiten des Angeschuldigten geschehen sei.

Diese Erklärung des Staats=Anwalt's brachte bei dem Publikum eine große Sensation und vielfältige Aeüßerungen der Entrüstung zu Wege.

Jetzt werden die Zeugen von dem Präsidenten aufgerufen;
es sind untern Andern:

- 1) Polizeisergeant Hühnermund,
 - 2) Polizeikommissar Lutter,
 - 3) Stadtphysikus Canetta,
 - 4) Eberhard v. Groote²¹ (Zischen und Pfui! Pfui! von Seiten des Publikums; der Präsident schellt und droht bei Wiederholung solcher Vorfälle den Saal räumen zu lassen),
 - 5) Max von Groote,
 - 6) Kaufmann Sartorius,
 - 7) Fr. A. Wolf,
 - 8) Kaufmann Froitzheim,
 - 9) Auskultator von Lavalette St. Georges,
 - 10) Alexander Oberhof,
 - 11) Polizeiinspektor Brendamour,
 - 12) Buchbinder Geyr,
 - 13) Karl Joest,
 - 14) Maltheser (wird wiederholt aufgerufen, ist aber in Folge seines guten Gewissen nicht gegenwärtig),
 - 15) Polizeikommissar Grävenitz (ebenfalls nicht gegenwärtig),
 - 16) Max Joseph Becker (hatte der Staatsanwaltschaft angezeigt, er fände sich nicht veranlasst, als Zeuge zu erscheinen; von Seiten des öffentlichen Ministeriums als auch von Seiten der Angeklagten wurde auf dessen Aussage Verzicht geleistet und die Prozedur fortgesetzt).
- Die Zeugen treten, nachdem der Präsident sie ermahnt hat, nach bestem Wissen die Wahrheit und nur die Wahrheit auszusagen, auch die Wichtigkeit der gegenwärtigen Prozedur zu berücksichtigen, wieder ab; wonach das Verhör beginnt.

²¹ Eberhard [eigentlich: Everhard] von Groote (1789-1864), Germanist, Schriftsteller, Präsident der Kölner Armenverwaltung und Abgeordneter des Provinziallandtags.

Der Präsident stellt hierauf an den Dr. Gottschalk die Frage: Waren Sie Präsident des Arbeitervereins?

Angeklagter: Ja.

Präs.: Auch Redakteur der Arbeiterzeitung?

Angekl.: Wenngleich ich die einzelnen Nummern des Blattes nicht immer selbst redigirt habe, so übernehme ich doch die ganze Verantwortlichkeit bis zu Nr. 11 und bekenne mich zu allen Artikeln, die ohne Namensunterschrift erschienen sind.

Präs.: Nr. 7, 8 und 11 der Arbeiterzeitung hat man bei der Haussuchung bei Ihnen gefunden.

Angekl.: Diese Pfändung war eine ungesetzliche. Man hat viele Schriften politischen Inhalts zurückgelassen, ich werde sie dem Hofe überreichen.

Präs.: Gut, ich werde gleich darauf zurückkommen. Haben Sie den Bericht in Nr. 7 redigirt?

Angekl.: Ich habe ihn faktisch nicht redigirt, übernehme aber, wie gesagt, die Verantwortung.

Präs.: Was beabsichtigten Sie durch diese Rede im Bericht vom 4. Juni?

Angekl.: Den Mitgliedern des Arbeitervereins meine politische Ansicht darzulegen.

[...]

Vor Marseille

Zu nachstehendem Gedicht muss die Bemerkung über einen Vorfall der im Laufe der Zeit in Vergessenheit gerathen zu sein scheint, hier eingeschaltet werden. Als Kossuth²² von seinem Exil in der Türkei aus die Vereinigten Staaten besuchen wollte, sandten diese dem Freiheitskämpfer die Fregatte »Mississippi«, um ihn über das Weltmeer zu holen. Das Schiff sollte im Hafen von Marseille anlegen. Napoleon jedoch, jeder Volksdemonstration feindlich, liess den Befehl ergehen, die Vereinigte Staaten Fregatte im Hafen von Marseille *nicht* landen zu lassen, um so mehr nicht, da die Bewohner der Stadt, d.h. der dritte und vierte Stand, ihm eine Empfangsovation zugedacht hatte. Ein Arbeiter liess es sich nicht nehmen den Kämpfer für Freiheit und Menschenrecht an dem Gestade Frankreichs zu begrüßen. Er schwamm eine Meile und weiter durch's Meer hindurch bis an Bord des Schiffes und rief die Worte, die zu dem nachstehenden Gedicht Veranlassung gaben, dem edlen Helden entgegen:

»*Wer will der kann!*« – – –

I

Fernher von Asien über's Meer
Rauscht stolz und hehr,
– – – Nicht achtend Klippe mehr, noch Felsenriff – – –
Ein Schiff
Umweht in ernster Majestät
Von seines Sternenbanners Pracht,
In Ostens tiefer, schwarzumwölckter Nacht.
Der Sterne reines Glühn erleuchtet sie;

²² Lajos Kossuth de Kossuth et Udvard (1802-1894) war Rechtsanwalt, Politiker und in den Jahren 1848/49 einer der Anführer der ungarischen Unabhängigkeitserhebung gegen Österreich.

Und wie noch nie
Strahlte durch das mächt'ge Dunkel
Licht Meergefunkel,
Und in der Segel Tauen
Flattern die Vöglein mit Liedesgrüßen.
Und Meerfrauen
Auftauchen,
Und sanfter fließen
Die Wellen, wie wenn Melodien
Umziehen des Schiffes Kiel.
Ist es am Ziel,
Dass so geschehn Meerwunder? --- Oder rauchen
Etwa der Heimat Heerde hier am Strand?
Ist es sein Land? --- Sein theures Ungarland,
Von dem gebannt der Held so lange schon,
Von dem er träumt, der edle Ungarsohn,
Hier eingewiegt in Schlummer auf der Matte?
O, ruhe aus auf diesem harten Pfuhl
Geschaukelt auf Amerika's Fregatte.
Ein Riese ja bewacht Dein kurzes Schlafen,
Ein Riese, dessen Wimpel sanfter wehn,
Derweil du ruhst und wir vor Anker gehen,
O Ruhe aus, Dein Schiff es ruht im Hafen.

II

Im Hafen von Marseille,
Wo zur Reveille
Das wilde Lied, gleichwie des Meeres Brausen,
Sich oft vereinigt mit des Sturmes Sausen
Im Völkerbrand,
Auf Frankreichs blut'gen Pfaden.
Ein Gast
Heut an den blühenden Gestaden,
Reicht er empor die Hand,
Die Niemand hier erfasst?!

Hier, wo des hohen Liedes freier Ton
Ertönt zum Gruss dem hohen Freiheitssohn?
Wer aber will das Gastrecht denn entehren?
Ein *freies Volk* will es dem Freien wehren?
»Ein freies Volk?!« o welcher Spott und Hohn!
Syrenenglocken läuten diesen Ton,
Syrenen um den Bord in vollen Chören,
Dein glühend Herz im Schlummer zu bethören.
Vorüber nur --- vorüber, leerer Traum!
Noch keine Heimath nicht an diesem Saum!
Noch an den blühenden Gestaden nicht,
Die Liebe hier die Heimathkränze flicht.

So träume, --- träume! dass aufs Neue füllt,
Die große Seele mit der Heimath Bild,
Wie einst es allerarten blüht empor
Wenn »Deine Lilie am Blüthenschaft,
Entringet sich der jungen Knospe Haft«
Und unser Morgen steigt aus Ostens Thor,
Der *goldenen Freiheit*, licht und rein hervor.

III

--- Er ruht!
Indessen schweigt die Flut
Und wiegt ihn ein, den Heimathlosen. ---
Doch frische Winde wehen und Matrosen,
Die kecken Bursche, regen ihre Hände.
Mit flottem Sang erklettern sie behände
Die hohen Raa'n;
 Lass Deine Wimpel wehen!
 Bald wird es vorwärts gehen
 Auf mutgher Bahn.
Die Ankerwinde knarrt,
Das Bild der Hoffnung steigt aus dunkeln Tiefen.
 Wohl dem, der harrt

Bei solchem rüst'gen Drängen
Bei frischem Wahn und lustigen Gesängen
Beim Sehen derer, die da unten schliefen.

Die See geht hoch, und ihre stolzen Wogen
Umrausche jetzt des »Mississippi« Flanken,
Es dröhnt, als kämen sie im Kampf gezogen.
Als ob begann das Fahrzeug drob zu schwanken.
Und aus den Flüchen wieder Klänge tönen;
Schon wieder Stimmen lockender Syrenen?
Nein, nein! diesmal ein anderer, tiefer Laut,
Der Heldbrust, der Menschenbrust vertraut,
Die auf zum Himmel ihre Brücken baut,
Diesmal ein Ton, der über Meere fliegt;
Sich flüsternd an das Herz des Helden schmiegt,
Ihn aufweckt eh' mals ein Schlachtgesang, ---
Und wie sein Aug' einst auf dem Kampf geruht,
Sein flammend' Aug', und seiner Seele Muth,
So senkt sein Blick hinab sich in die Fluth.
Ein ernstes Ringen
Mit Wog' und Well'!
»Es muss gelingen!«
Ruft der Gesell.
Fern von dem Ufer her zog sich die Furch',
Trotz Meeresbrandung schwamm er hindurch.
*»Gruss nur und Handschlag bring ich Dir,
Mein hoher Meister, drum bin ich hier.«*
Triefenden Hauptes
Trat er vor ihn
Fast Niemand glaubt' es
Solch Wagstück kühn.
Bruderhand reicht ihm der Held entgegen,
Leise doch zürnend: *»Das nenn ich verwegen.«*
Aber der Arbeiter, innig und fest,
Hält sich die Hand an sein Herz gepresst:
»Kräftiger Muth selbst schon Ketten zerriss,

Der, *welcher will, kennt kein Hinderniss!*«
O *solch* ein Wort ja den Himmel erreicht,
Kossuth, der Grosse, sich vor ihm beugt.
Meerlüfte nehmen es sorgsam fort,
Tragen durchs Meergebrause das Wort;
Von allen Bergen klinget es wieder,
Haltt in die blühenden Thäler hernieder;
Bei jedem Pulsschlag im Herzen wird's laut;
Im Kuss die Braut es dem Jüngling vertraut:
Es ist sein Schild nun, es ist sein Hort,
Es ist sein Sang und sein Sieg auch hinfort.
Ha, wie die Weise klingt echt und recht,
Schmetternd im lustigen Siegesgefecht,
Ha, gleich dem Donner am Katarakt,
Tönt sie zu vollem Schwertschlags²³ Takt
Zum Sturm! Zum Kampf!
Durch Pulverdampf, ---
Durch Finsternis, ---
Zum Sieg! o gewiss!
Für den der will,
giebt's kein Hindernis.

Madison, Wis., 10. Nov. 1851

²³ Im Original: »zum vollen Schwertschlags«



Einzug der pfälzischen Freischaren in Karlsruhe, 1849.

Memoiren einer Frau aus dem badisch=pfälzischen Feldzuge

Was wird nicht Alles erzählt worden sein über den kurzen unglücklichen Feldzug in Baden und der Pfalz! Was werdet Ihr in der gemüthlichen Ruhe der deutschen Heimath nicht Alles gläubig entgegen genommen haben? Die »ruhmwürdigen Siege des preußischen Kriegsheeres« und die »Feigheit der zerlumpten Insurgentenbanden« sind ohne Zweifel stehender Refrain der Bulletins gewesen, die zu Euch frank und frei Eingang fanden, während wir Euch keine Botschaft entsenden konnten, mit der reinen, der ehrlichen Wahrheit.

Es sind viele Männer in den zersprengten Schaaren uns noch geblieben, die den Beruf und die Mittel haben, nachträglich unsere Gegner Lügen zu strafen und wenigstens für die Tafel Klio's zeitig genug den Beitrag der Wahrheit zu liefern. Ich kann keine Kriegsgeschichte schreiben, ich kann auch nicht einmal eine vollständige Darlegung dieser unglücklichen Volkserhebung in den zwei lieblichsten Ländern deutscher Erde machen. Ich kann nur das erzählen, was ich selbst gesehen und erlebt habe. Ich muss es aus dem Gedächtnis niederschreiben. – Ich habe unter Trommelwirbel und Geschützesdonner oftmals die sich drängenden Ereignisse auf diesem Kriegszuge in Tageblättern aufgezeichnet, ich wusste aber, daß ich eben so wenig imstande war, sie, ein Vermächtnis für meine Freunde, aufzubewahren, als jener strandende Schiffer, der sterbend sein Pergament in der Flasche den Wellen übergab, die es an die heimathlichen Ufer bringen sollten.

Auf unserer Flucht vor der feindlichen Uebermacht unserer Landsleute, der Preußen, haben wir nichts gerettet, als unser nacktes Dasein. So eben den Fuß auf ein sicheres Eiland gesetzt, sende ich nun aus der idyllischen Ruhe unserer Zufluchtsstätte, die wir an dem reizenden Gestade der *Ill*, unweit *Straßburg* bei gastlichen Landleuten gefun-

den haben, Botschaft zu Euch in die mir verschlossene Heimath hinüber. Vielleicht kehrt dereinst die Taube der Liebe aus den befreundeten Landen mit dem Oelzweig des Friedens zurück, und winkt »*der Heimath wieder entgegen!*«. Vielleicht aber auch deutet ihr flüchtiger Flügelschlag meerwärts, den Palmenhainen Afrikas, oder den Wäldern Amerikas zu! ...

Dann lebe wohl, armes Vaterland, das seine verblendeten Söhne gedungen hat, die eigenen Brüder von dem Heimateherde zu treiben, jene Brüder, die den schönsten Traum ihrer Seele auf unseren blutigen Feldern ausgehaucht haben, oder jene, die dem Morgen seiner Erfüllungen ebenso hoffnungreich als beherzt und todesmuthig wieder entgegen gehen. Dann lebe wohl, armes Vaterland, was sich in seiner Verblendung brüdet mit dem gefeierten Triumph seiner Lüge, mit dem schmachvollen Sieg seiner gedungenen Schergen und Henkersknechte, dessen Leidenschaften Dich aussaugen werden bis auf den letzten Blutstropfen, bis auf den Schweiß Deines ehrlichen Antlitzes, den Du bei der qualvollen Arbeit Deiner fleißigen Hände vergossen hast, vergossen für Deine Peiniger nur, für Deine Fürsten und Tyrannen nur.

Lebe wohl, mein Vaterland, bis Dir endlich die Augen aufgehen werden, sei es vor Hunger und Erstarrung, ja selbst in Mitten Deiner üppigsten Fluren und Triften *vor Hunger*, von dem die Redlichsten Deiner Kinder Dich erretten gewollt!

Viele von Euch im fremden wie im Heimathlande werden mich schmähen, daß ich, ein *Weib*, dem *Kriegsrufe* gefolgt zu sein scheine. Ihr besonders, Ihr Frauen daheim, werdet mit ästhetischer Gravität sehr viel schönreden über das was ein *Weib thun darf, thun soll*. Ich habe auch das einst gethan, bevor ich noch gewusst habe, was ein *Weib thun muss* wenn der Augenblick vor ihm steht und ihm gebietet. Seid milde, Ihr Frauen, ich appellire an Eure schönste Tugend, seid milde und richtet nicht; wisset, nicht der Krieg hat

mich gerufen, sondern die Liebe, – aber ich gestehe es Euch – auch der Hass, der glühende, im Kampf des Lebens erzeugte Hass gegen die Tyrannen und Unterdrücker der heiligen Menschenrechte. Mit der Liebe bin ich dem Manne meines Herzens gefolgt, dessen kräftiger Arm dem Kampf der Rache gegen diese Tyrannen geweiht ist. Die Liebe, aber auch die Hoffnung, wenigstens auf den Anfang eines Sieges über die Unterdrücker hat mich bei heftigen Anstrengungen in diesem kurzen Feldzuge gekräftigt; sie haben meinen Muth belebt in glücklich bestandenen Gefechten der Unsrigen; sie haben aber auch den Schmerz um die Verwüstung unserer Fluren, auf welche die Freiheit ihre hoffnungsreiche Saat ausgeworfen – den Schmerz um das Blut, das manch' tapferer Brust aus tausend Wunden hier vergebens geströmt ist, – mich doppelt fühlen und tragen gelehrt.

Wir haben Nichts aus diesem Kampfe gerettet, als für unsere große und heilige Sache eine neue Saat, die jedem Blutropfen unserer gefallenen Helden entsprießt. Sie wird aufgehen, noch ehe der schimpfliche Sieg seinen gleißnerischen Glanz den Mördern der jungen Freiheit verliehen hat. Geberdet Euch, wie Ihr wollt; mögt Ihr in Eurer Verworfenheit immer blutdürstiger Eure Orgien feiern, oder auch Weihrauch streuen über die Gräber unserer Opfer, in heuchlerischer Andacht Eurer feigen Schergenseelen. – Alles gleich – der Tag des Gerichts, der Tag der Rache bricht wieder an! –

Ich hatte mich von meiner Arbeit, der ich mich seit Monaten mit vieler Anstrengung unterzogen, losgesagt, um frische Luft zu schöpfen. Die Schwierigkeiten, unter denen ich die Redaktion und Herausgabe der »Neuen Kölnischen Zeitung« fortsetzte, stiegen von Tag zu Tage; die Verfolgungen, die das Blatt von der Kölnischen Polizei zu erlei-

den hatte, vermehrten meine Mühen und Sorgen, und die Arbeit, die mir allein oblag, war mit meinem besten Willen nicht mehr zu bewältigen. Ich lenkte meine Schritte rheinwärts, meinem Gatten nach, den ich vor dem Kampfe in der Rheinpfalz und Baden noch einmal wiedersehen wollte. Von Köln aus hatte ich die Ehre, hinter dem Prinzen von Preußen herzureisen. Es war einige Stunden vor unserer Abfahrt, unter einem eclatanten Gepfeife der lieben Kölner Straßenjugend auf »Exzellenz Goethe« durch die Brücke geschlüpft. In Mainz hielten bereits bei unserer Ankunft die benachbarten Fürsten unter Vorsitz der Prinzen ihren Congress. Was sie darin beschlossen haben, weiß ich nicht; so viel habe ich gehört, daß der Prinz noch an demselben Tage per Achse nach Ingelheim gefahren, auf welcher Fahrt er von einer Kugel begrüßt worden ist, die aber leider nicht ihn, sondern seinen Kutscher getroffen hat.

Unter sicherer Obhut war ich nach Mainz gelangt; unter sicherer Obhut blieb ich die Nacht daselbst. Früh Morgens am andern Tage ward ich an Bord des niederländischen Dampfers geleitet, der mich nach Mannheim bringen sollte. Von Seiten des Schiffspersonals wurde mir mit einer Aufmerksamkeit begegnet, welche mir, die ich mich völlig unbekannt glaubte, auffallen mußte. Als wir bei Worms anhielten, wo preußisches Militär in den Schiffsräumen nach Waffen und nach Leuten ohne Pässe suchte, trat einer von den Schiffleuten zu mir heran und sagte:

»Bleiben Sie ruhig hier, – Sie haben keinen Pass; – ich werde Ihnen sagen was Sie zu thun haben, wenn man Mienen machen sollte, auch hier nachzufragen.«

»Woher wissen Sie, daß ich keinen Pass habe?« entgegnete ich meinem unbekanntem Beschützer.

»Als ob ich nicht wissen sollte, wer Sie sind!« antwortete er mir mit einem schlaun Lächeln, indem er sich rasch wieder entfernte.

Ohne daß mir indeß einer meiner kriegerischen Landsleute lästig geworden wäre, setzte sich unser Dampfer wieder in

Bewegung, und ich dankte dem schützenden Freunde für seine Fürsorge.

Die Gesellschaft auf unserm Schiffe war größtentheils englisch, und zwar ausnahmsweise sehr unterhaltend. Eine Familie, bestehend aus einem Vater mit einer Menge wunderschöner, verheiratheter und unverheiratheter Töchter, mit Söhnen, Schwiegersöhnen, Nichten und Neffen, machte mit solch' liebenswürdigem Humor ihre Vergnügungsreise, daß sie selbst diejenigen Passagiere mit ergötzen konnten, die einen großen Ernst in der Brust von dannen trugen. Der eigentliche Zweck, das Vergnügen dieser englischen Familie bestand darin, nach Mannheim zu gehen und »den Krieg zu sehen«, von dem sie gehört hatten, daß er in diesen Tagen losbrechen würde.

Welche Contraste in den Herzen der Menschen! Hier eine bekümmerte Mutter, die ihrem einzigen bereits in einem Gefechte verwundeten Sohn, einem Heidelberger Studenten, nachreiste, um ihn mit ihrem Segen in den heiligen Kampf ziehen zu lassen. Hier ich selbst mit tausendfach bekümmertem Herzen, einem Kampf entgegen sehend, der mich um all' meine Hoffnungen, ja der mich um all mein Glück bringen konnte. Dort diese Menschen im Vollgenuss eines üppigen Lebens, in ewiger Lust und Harmlosigkeit, nicht Schmerz, nicht eignen Mangel, noch Mangel ihrer Mitmenschen kennend – unbetheiligt an diesem Kampf, noch an dem Kampf unserer Zeit, dessen Feldgeschrei »*Brod oder Tod*« ist, eilen sie leichtfertiger Weise zu dem Schauplatz, um nichts anderes als eine Augenweide zu haben.

Arme Frauen Ihr, nicht gewohnt an die Züge des Elends und des Hasses – wie werdet Ihr sie ertragen können, diese Züge, wenn sie aus den Muskeln des bleichen Proletarierantlitzes zur krassesten Verzweiflung, zur wild schnaubenden Wuth herausgetreten sind?

Bleibet daheim, Ihr zarten Frauen, denn Ihr wisset nicht, worum es sich hier handelt auf diesem furchtbar ernsten Kampfplatz. Bleibet daheim, oder gehet zuvor in die Hütten und auf die Gassen und höret das Wimmern und sehet den Hunger und die Noth und das bleiche Elend – dann werdet Ihr inne, wer jene Kämpfer dort auf dem Schlachtplan sind, die ihre rothen Fahnen zur Sonne empor strecken und deren Feldgeschrei Euch durch die Seele schauert:

»Brod oder Tod!«

Unser Schiff hielt an: wir hatten die badische Grenze erreicht. Kaum eine Schussweite lagen wir von dem bewaldeten Rheinufer. Hinter einem knorrigen Eichstamm trat ein kräftiger Mann in gewöhnlicher Arbeitertracht, mit einem weißen Calabreserhut, von dem eine rothe Feder wehte, hervor. Er hatte seine Büchse, ein furchtbar langes Standrohr auf uns angelegt, während ein Unbewaffneter als Parlamentär neben ihm stand und aus der Entfernung vom Ufer her mit dem Capitain unseres Schiffes Unterhandlung pflog über volksfeindliche Elemente, die sein Schiff mit sich führen könne. Im Hintergrunde des Gebüsches lag eine ansehnliche Mannschaft bewaffneter Freischaaren zur Reserve. Die drohende Stellung des Proletars hatte auf unsere Damenwelt einen so panischen Schrecken hervorgebracht, daß die Schiffsraume von ihrem Gekreische erdröhnten; die schon so bald zaghaft gewordenen Frauen liefen sich fast über Hauf und eine wollte sich gar hinter die andere verstecken, um sich vor den Kugeln, die möglichen Falls dem schwarzen Loch entlaufen konnten, zu schützen. Zum Glück kam es in diesem, für die Engländerinnen verzweifelten Augenblick zur Beendigung der Unterhandlung, wir hätten sicherlich sonst noch einige Ohnmachten, Nervenzuckungen oder dergleichen zu erleben gehabt. Unser Schiff durfte passiren und die Maschine setzte sich in Bewegung.

Dies war aber nur für eine kurze Strecke noch, – sie versagte ihre Dienste zur Weiterfahrt, indem eine Stange brach und bevor diese ersetzt, und wir wieder flott werden konnten, vergingen etwa zwei Stunden.

Dieser Aufenthalt mitten im Rhein, war Schuld, daß ich die Abfahrt des Eisenbahnzuges von *Ludwigshafen* nach *Kaiserslautern* verfehlte und genöthigt wurde meine Ungeduld zu zügeln und meine Weiterreise bis zum andern Morgen zu verschieben. In *Ludwigshafen* wurde ich durch die Freundlichkeit eines Reisegenossen aus *Castell*, der sich der obenerwähnten traurigen Mutter und meiner wie ein Vater angenommen hatte, auf die Kommandatur geführt. Der Kommandant versah mich, nachdem ich mich ihm hatte zu erkennen gegeben, mit einem Geleitpass, der mich dem Schutze sämmtlicher Kommandos in der Pfalz empfahl. Mein Freund hatte mich inzwischen auch schon in einem Gasthofe besonderer Fürsorge empfohlen. Ich danke ihm heute noch für seine Güte. Nach einer kleinen Erholung besah ich mir das freundliche und zugleich prächtig erbaute *Ludwigshafen* mit seinen duftenden Blumengärten, die nach wenigen Tagen schon so verheert und verödet sein sollten und von wo aus die lodernde Flammensäule aufsteigen und weit in das schöne Land den Anfang des losbrechenden Kampfes künden musste Ich ging über die Brücke von *Mannheim*, wo eben die Blousenmänner ihre eifrigen Kriegsübungen hielten. Wie ganz anders hier die Art und Weise der Belehrung in den Handgriffen an den Waffen, als ich sie wohl auf den Exerzierplätzen in dem preußischen Vaterlande zu hören gewohnt war! Da stand ein Haudegen, bärtig, martialisch aussehend, den jungen ungelehrigen Kriegern hundert Mal das »Schultert's Gewehr!« oder »Schlagt an!« vormachend mit einer Geduld und Nachsicht wie, – ja, wie ein preußischer Unteroffizier, wenn ihm von seinem armen Rekruten eben die »Gurgel gewaschen« wurde.

In den untern Räumen des großherzoglichen Schlosses lagerte Militär aller Art: reitende Ordonnanzen wurden entsandt und empfangen; auf dem großen freien Platz vor dem Schlosse standen Reihen von Kanonen, und überall glich es mehr einem Kriegslager.

Am andern Morgen war ich sehr zeitig im Stationshofe der pfälzischen Eisenbahn. Alles schien noch wie im Schlafe, in den Werkstätten war es so stille und die Thüren waren noch alle verschlossen. Ich spazirte unter der Säulenhalle des Gebäudes ...

Meine Ungeduld wuchs mit jeder Minute; ich hatte große Besorgnis das Hauptquartier in *Kaiserslautern*, in dem ich A. aufsuchen musste, noch zu treffen ... Plötzlich erblickte ich trotz der Frühe, und trotz der Stille und Öde, die mich umgab, dicht neben mir noch einen einsamen Spaziergänger in grau leinenen Kleidern, einen Gurt um den schlanken Leib geschnallt und eine Büchse in der Hand. Er war ein Schütze aus dem Gebirge, ein schöner junger Mann, der aber müde und abgemattet schien. Er bließ von der Pfanne des Büchschenschlusses den Pulverstaub und war emsig bemüht den Lauf zu reinigen, ich konnte nicht zweifeln, daß er in der Nacht einen Strauss zu bestehen gehabt; ich ging deshalb an ihn heran, fragte ihn und erfuhr, daß der junge Kämpfer allerdings in dem ersten Vorpostengefecht, bei *Frankenthal* gewesen sei, das unsere Leute gerade in der verwichenen Nacht, mit einem Detachement übermüthiger preußischer Husaren so glücklich bestanden hatten. Es hatte hier den Volkstruppen nur einen Tambour so wie einige leicht Verwundete gekostet, während den Preußen mehrere Kriegsknechte und Pferde erschossen waren. Der Eindruck, den dieses Gefecht auf das jugendliche Gemüth unsers Streiters hervorgebracht, war, wie ich bemerkte, ein sehr mächtiger. Tiefsinnig nachdenkend,

erzählte er mir nur auf meine Fragen die Einzelheiten²⁴ der Affaire; auch stand ihm in den Augen bisweilen eine Thräne, die entweder von großer Abspannung, oder von Trauer um den gefallenen Tambour, seinen Freund, der noch bis zum Umsinken seinen so flotten Wirbel geschlagen habe, herrühren mochte. Kam unser Gespräch indeß auf den Kampf im Allgemeinen, oder auf die *Freiheit*, warum es galt, so blitzte das Augenlicht mit einem ungeheuren Feuer ihm auf und er ward lebendig und gesprächig und meinte dann: wir *müssten* siegen, – in unserm »gerechten Krieg« könnten wir ja nicht unterliegen.

Wo ein solcher Glaube in jedem einzelnen Kämpfer lebt, dachte ich, da muss Tapferkeit sein und ein unüberwindliches Heer! –

Inzwischen war es um uns her ein wenig lebendiger geworden, – die Stunde der Abfahrt rückte näher, die Wagen bewegten sich auch einmal auf den Schienen hin und her, es hatten sich außer mir und dem Freischärler nur noch wenige Passagire eingefunden, das Wogen und Treiben, welches sonst zu allen Zeiten an diesen Orten unvermeidlich ist, hatte gänzlich aufgehört.

Die Lokomotive setzte sich endlich mit ihrem kleinen Gefolge sehr träge in Bewegung, auf Nebenstationen hielt sie so oft und so lange, wie es just beliebte; die Regelmäßigkeit hatte hier, wie überall, aufgehört, das empfand man sehr. Ehe wir *Neustadt* a. d. Haardt erreicht hatten, war die Zahl der Passagiere etwas gestiegen. Die mit ihr einlaufenden Berichte von dem ersten stattgefundenen Vorpostengefechte wurden mannigfach und bestimmter und die Gesichter Einzelner nahmen theils den Ausdruck der Ängstlichkeit, theils der Begeisterung an.

[...]

²⁴ So im Original.

Wir hatten des andern Morgens zeitig unsern großen Marsch auf den Rhein fortgesetzt. Das Heer schien mir mit jedem weitem Vorrücken anzuwachsen. Als wir uns der Rheinbrücke zu Knielingen näherten, stieß das Willichsche Corps wieder zu uns. Willich²⁵ selbst begrüßte uns unmittelbar am Ufer, bevor wir über den Strom gingen. Heute sah er so bekümmert aus und so still – auch ritt er, nicht wie am Tage vorher, sein schönes weißes Ross. Warum die Veränderung an ihm? hatte ich fragen mögen, doch man wird auf Kriegszügen so sehr daran gewöhnt, sich um dieses Wörtchen gar nicht mehr zu kümmern. Die ungenügenden Antworten, die meinen Fragen bisweilen zu Theil geworden waren, klangen mir fast so ungenügend, wie in der Mondscheinpoesie jenes:

»Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen.«

Vor der Brücke wurde von dem ganzen Heere ein großer Halt gemacht, mit seinem Uebergang nahm es ja Abschied vom pfälzischen Boden. Jenseits trat es auf badisches Gebiet. Ein großer Theil reguläres, badisches Militär stand dort schon wie zum Empfange der Pfälzer-Division bereit; es präsentirte sich in glänzenden Uniformen, die einen seltenen Contrast gegen unsere blauen Blousen bildeten. Fast weiß ich nicht zu sagen, ob ich diesen nicht den Vorzug hätte geben mögen; lag doch in der dunkeln Tracht der Charakter unsers Kampfs angedeutet, während mir in derjenigen der großherzoglichen, buntscheckigen Livreejacken das Gemisch von Meinungen dieser Kämpfer bezeichnet wurde. So z. B. stach wie eine hohnlächelnde Ironie auf die badische Bewegung das gelbe, messingne L auf den Helmen

²⁵ August von Willich (1810-1878), zunächst preußischer Militär, wurde, weil er mit dem »Bund der Gerechten« sympathisierte, aus der Armee ausgeschlossen. Danach kämpfte er für die Truppen der Badischen Revolution, nach der Niederlage exilierte er in die USA, wo er als General der Unionsarmee im Sezessionskrieg diente.

und Schabraken, das den Namen des entflohenen Großherzogs Leopold bedeutete, mir grell in die Augen. Freilich mochten viele in dem Heere sein, die mit dem kühnen Artillerie-Wachtmeister Hofer die tadelnden Bemerkungen, daß man diese Embleme noch trüge, erwidern konnten, »die äußeren Zeichen thäten es eben nicht«, allein ich glaube, daß dem Dinge eine nicht wegzuleugnende Absicht des mit dem Hofe und der Bourgeoisie stets liebäugelnden Brentanos²⁶ zu Grunde lag.

Um mich aber wieder des braven Hofer zu erinnern, so übertraf dieser einfache Mann jedenfalls den Herrn Brentano an Redlichkeit und Muth. »Wenn Sie glauben,« sagte er mir, »daß ich noch irgend einen Werth auf diesen fluchwürdigen Namenszug legen könnte, so will ich Ihnen den Beweis dagegen geben,« und mit diesen Worten legte er seinen Helm auf einen Stein und schlug mit dem Säbel den Buchstaben aus dem Eisenkranz. Ich bat mir das Zeichen zum Andenken an einen kühnen badischen Artilleristen aus und er überreichte mir dasselbe eingewickelt in einem Blatt aus seinem Taschenbuch, darauf er seinen Namen geschrieben hatte. Diesem Beispiel folgte Niemand von den vielen umstehenden Kameraden. Ich habe übrigens das Andenken auf meiner Flucht wohl bewahrt; vielleicht ist es dasjenige von einem braven, gefallenen Artilleristen.

Während das badische Rheinufer unter Anneke's Befehl von mehreren Kanonen besetzt, die Brücke abgefahren wurde, um den Preußen hier den Uebergang zu wehren, nahm ich Veranlassung, die verschiedenen Stimmungen in den verschiedenen Truppen des pfälzischen und badischen Heeres zu beobachten. Ich ritt, während die Anordnungen zur Vertheidigung getroffen wurden, längs dem Ufer, und

²⁶ Lorenz Brentano (1813-1891), Jurist, 1848/1849 liberaldemokratischer badischer Politiker, danach Übersiedlung in die USA, dort u.a. Diplomat und Congress-Abgeordneter.

wurde von einer Gruppe badischer Soldaten mit ungeziemenden Redensarten beleidigt. Absichtlich blieb ich eine Weile in der Nähe dieser jungen Leute, unbesorgt, mich einem frechen Gespötte auszusetzen. Da trat ein junger, wohlgebildeter Mann, in der Uniform eines Badensers, an mich heran und sagte mit vieler Bescheidenheit, er wüsche meinen Namen zu wissen. Ich nannte mich ihm. Wir seien ihm nicht unbekannt, behauptete er, und freue sich, eine wackere Frau mit in den Kämpferreihen zu finden. Das Lob dieses schlichten Jünglings war mir Genugthuung für jene Unbilden und ich nahm in diesem Augenblick Veranlassung, die aufmerksam und still gewordene Gruppe der übermüthigen Burschen ein wenig zu strafen.

»Sie freuen sich,« antwortete ich mit sehr nachdrücklicher Stimme, zu jenen hingewandt, »und doch scheinen diese jungen Streiter nicht zu bedenken, wie groß, wie ernst und heilig die Sache ist, für die sie eben in den Kampf gehen wollen. Wussten sie's noch nicht, so konnten sie's durchaus begreifen lernen, daß eben Frauen sich dem Streite beigesellen. Blicken Sie hinüber in die Reihen ihrer Feinde, ob dort ein Weib ihrem Manne gefolgt ist, in der Absicht, wie ich dem meinigen folge. Ich glaube, sie werden keine finden; keine Frau wird an einem unheiligen und schlechten Werk Theil nehmen und ihr Leben dabei einsetzen. Das hätten die jungen Leute bedenken sollen, ehe sie über mich spotteten.« Kaum hatte ich die letzten Worte gesprochen, als sie Alle, Einer nach dem Andern, mir näher traten, mir die Hände reichten und baten: ich möge ihnen ihre Unart nicht übel nehmen. Das hatte ich ja auch nicht gethan; ich begrüßte sie daher freundlich als Kampfgenossen in unserm heiligen Streite und sagte ihnen, daß ich zwar keine Waffe führe und auch wohl keinen Preußen tödten könnte, daß ich mich aber doch nützlich machen würde, wo es der Augenblick erheische.

Als ich längs der Kolonne ritt, ließen sie mich hoch leben; inzwischen kam Willich; er beredete mich, in einem an der

Brücke gelegenen Gasthause eine Erquickung zu nehmen. Er übergab mein Pferd einem Kameraden und führte mich dahin. In einem großen Zimmer saßen um einen Tisch Theile von seinem Corps versammelt. Willich sagte ihnen, wer ich sei und so gesellten wir uns zu den ermüdeten Brüdern. Sie tranken Wein aus großen Kelchgläsern; wir wurden mit ihrem Geläute bewillkommt. Aber – »es scheuchte sie Alle ein trüber Gedanke vom blinkenden Wein, tief in die Melancholie.«

»Mathilde!« hob Willich mit seinem eigenthümlichen Pathos an, »mir ist, als möcht' ich mich heute ins Grab legen.«

Er wollte mir eben auf meine dringende Frage antworten, da wird er abgerufen. Engels, der Adjutant bei ihm war, nahm seinen Stuhl neben mir ein. Durch ihn erfuhr ich, wie das gestrige Gefecht im Annweiler Thale einen so unglücklichen Ausgang genommen habe, wie dort einer der liebsten Brüder Willichs ihm gefallen, wie er diesen während des Sterbens an sein väterliches Herz gedrückt und wie er ihn als Leiche dann zurückgelassen habe, um sich wieder von neuem in den Kampf zu stürzen. Zum Gegensatz dieser Weichheit habe er eine solche Verwegenheit gezeigt, daß, als ihm bereits sein weißes Ross unter dem Leibe erschossen sei, man ihm zugerufen habe: »Willich! wenn Du uns weiter gehst, schießen *wir* auf Dich.«

Der ganze Plan, der Willich gestern von uns hinweggeführt hatte, war mit diesem unglücklichen Gefecht gescheitert. Willich wollte nämlich die Offensive ergreifen, und zwar in Preußen einfallen. Der Feind aber hatte bereits die Grenzen besetzt und unsere Kämpfer konnten nicht mehr durchdringen; sie stießen daher schon im Thale bei Annweiler auf hartnäckigen Widerstand, der uns schwere Verluste kostete. Wie viel indeß mit der glücklichen Ausführung des Plans erreicht worden wäre, das hatten wir zu sehen gehabt. Jedenfalls würde Herr Brentano eine Beschämung mehr gehabt haben, denn daß er es war, der zum Unglück der

badisch-pfälzischen Revolution zu verhindern gesucht hat, die benachbarten Länder, Preußen, Württemberg, Hessen mit zu insurgiren, indem zeitig, vor dem Einmarsch der Feinde, von unsern Truppen kräftigst die Offensive dahin musste ergriffen werden, das ist eine unwiderlegbare Thatsache. Ich weiß, wie Rheinpreußen auf ein solches Befreiungs-Heer gehofft und geharrt hat. – Und kam es nun gar, an seiner Spitze *Willich*, dessen Name gleichsam zum Symbol geworden war! – ich bin überzeugt, zur Lavine würde das Heer sich fortgewälzt haben, bis in das Innerste unseres Landes hinein. Nun war es zu spät!

Das Urtheil *Engels* über die Erhebung Badens und der Pfalz hatte ich nicht mehr Gelegenheit aus seinem Munde zu hören. Es wäre mir interessant gewesen, von dem Redakteur, der eben zu Grabe getragenen »Neuen rheinischen Zeitung«, welcher gerade in seinen Prognosen der Revolution in den verschiedenen Ländern so geistvoll sich geäußert hatte, auch hier eine solche gestellt zu sehen. Ich hatte von ihm weiter nichts als die Überzeugung gewonnen, daß ein geistreicher Schriftsteller, ein scharfer Denker und schonungsloser Kritiker, auch ein guter Kämpfer in den Reihen sein kann. Sein Eifer und sein Muth wurden von seinen Kampfgenossen ungemein lobend hervorgehoben, so z. B. hat er tagelang in Ermangelung eines Pferdes, seine Adjutantendienste zu Fuße verrichtet.

[...]

Gegen Mittag andern Tages langten wir in Offenburg an. In dem Gasthofe, in dem wir abgestiegen, trafen wir die konstituierende Versammlung Badens, an ihrer Spitze den mächtigen Diktator Brentano. Sie hatte sich gerade um eine wohlbesetzte Tafel geschaart, an der sie festete. Von den Brosamen, die von der Herren Tische fielen, hatten wir, die wir fast wie die Wölfe ausgehungert waren, nichts mehr zu erwarten. Alles war aufgegessen, die Zimmer waren

besetzt, nach der Erklärung des Wirthes, und wir standen nun gerade im Begriff uns in ein anderes Hotel zu begeben. Da, mit der Grandezza eines spanischen Grand Senior, erscheint Herr Florian Mördes²⁷ vor uns. Eine roth-schwarz-goldene Schärpe zierte die Brust dieses fashionablen Jünglings, des würdigen Trabanten seines Herrn und Meisters, Brentano, der jedenfalls in dem plötzlichen Erscheinen der sämtlichen Offiziere des pfälzischen Generalstabs, den lange bedrohten Sturz seiner »segensreichen« Diktatur zu fürchten glaubte. Dessen möge Herr Brentano inzwischen versichert sein, daß wenn es noch zeitig genug und heilbringend für die Sache der Freiheit war, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber ging, ihn die Maaßregeln des »entschiedenen Fortschritts«, gegen dessen Verein er in Karlsruhe ja die Kanonen gerichtet hatte, zu lehren. Herr Brentano hatte durch diese Handlung genügend bewiesen, daß er kein ehrlicher Republikaner, er durfte deshalb nicht mehr an der Spitze einer im Grunde nur republikanischen Schilderhebung sein. – Aber der Wirrwarr an allen Ecken, der durch ihn, durch sein contrerevolutionäres Verfahren erzeugt war, löste sich nicht mehr *ohne ihn*, noch *mit ihm*. Es war zu spät!

Doch ich darf den bebänderten Florian nicht ganz hinten an setzen; er tritt ja auch noch in einem sehr wichtigen Moment auf. Im Bewusstsein seiner Größe, durchdrungen von seiner Machtvollkommenheit, stolziert er in einigen weiten Bogen um uns herum. Das Roth ist ihm verhasst, das wir tragen, seinen Herrn hat es beinahe zum Rasen gebracht. Er fragt in der brüsken Weise eines preußischen Inquisitors die Offiziere nach dem Zweck ihrer Reise.

²⁷ Florian Mördes (1823-1850), Rechtspraktikant am Stadtamt Mannheim, Mitglied verschiedener demokratischer Vereine, von Lorenz Brentano zum Innenminister der provisorischen Regierung Badens ernannt, nach der Niederlage Flucht in die USA.

Es wird geantwortet: Man frage nach der provisorischen Regierung der Pfalz.

Die kenne man nicht mehr, heißt es, sie seien badische Offiziere und anstatt im Dienste, befinden sie sich sträflicher Weise hier.

Herr Mördes wurde gefragt, wer er denn sei, daß er ein Recht habe, also zu reden.

»Ich bin der *Minister des Innern von Baden, Mördes*.« Damit war der Höhepunkt im Glanze dieses armseligen Mannes erreicht. – Kraft dieses Amtes erklärte er die Offiziere für verhaftet.

Dem Bürgerminister, Excellenz, wurden im fernern Verlauf der Unterhaltung einige Derbheiten auf seine glorieuse Unverschämtheit gesagt; auch bemerkte man ihm auf seine schnöde Frage, wie die Offiziere sich unterstehen könnten, bewaffnet hier zu erscheinen, daß Soldaten stets pflegten Waffen zu tragen. Der alte General wollte sich ferner noch mit diesem knabenhaften Gecken einlassen, er zeigte den von Miroslawsky²⁸ selbst ausgestellten Pass für die sämtlichen Offiziere vor, diese aber wünschten, obgleich als Verhaftete, ihre Quartiere aufzusuchen. A., der deshalb dem General bemerkte, daß er nicht länger unnütz sich mit dem Menschen einlassen sollte, wurde plötzlich von den Herren Mördes, Brentano und andern Spießgesellen gefasst, und seiner Waffen beraubt Als am andern Tage die verhängte Haft durch eine Maßregel Miroslawsky's aufgehoben, der General eine Anerkennung seiner Dienste in ehrenvollem Schreiben des Ober-Generals und der provisorischen Regierung erhalten hatte, die Offiziere des Generalstabs aufgefordert, wieder in Dienste zu treten, und Anneke sofort nach Rastatt berufen wurde, so verlangte Letzterer seine Waffen zurück. Die edlen Herren hatten solche sich aber als gute Beute zu Nutzen gemacht, Anneke hat sie trotz seiner Bemühungen darum nicht wieder erlangt.

²⁸ Ludwik Mieroslawski (1814-1878), polnischer Revolutionär.

Daß Brentano nichts weiter als eine Conspiration gegen sich in unserer plötzlichen Ankunft zu entdecken glaubte, ist mir um so klarer, als ich weiß, daß seine geheimen Mouchards sogar meine Verbindung die ich mit der in Offenburg gleichzeitig anwesenden Frau *Struve* hatte, ihm berichteten. Ich hatte meine Freundin in einem Briefe zu mir geladen, sie hatte mir in gleicher Weise geantwortet, daß sie kommen wolle, diese Correspondenz, der darauf folgende Besuch, jedwedes, wurde dem Mann mit dem schlechten Gewissen, der nun auch wie alle Despoten begann, die Agitationen der Frauen zu fürchten, hinterbracht. Ich hörte diese Neuigkeit zufällig später, von einem Manne, der mich in Straßburg kennen lernte, und der auf dem Zimmer Brentanos bei den Meldungen seiner Mouchards, zufällig zugegen gewesen war.

Meine Freundin, bekanntlich eine edle Martyrin für die Freiheit, hätte vielleicht, sowohl wie ich, wenn Brentano nicht mittler Weile von ärgern Feinden bedroht worden wäre, die ihn zur weitem Flucht auf die Schweizer Grenze genöthigt, die Komödie erlebt, Gefangene des Herrn Brentano's geworden zu sein. Diese Gefahren, in der wir geschwebt haben, hat uns zur Lustigkeit gestimmt bei unserm letzten Wiedersehen.

»Also 'gen Rastatt«, hieß nun die ernste Parole. Wir nahmen Abschied von unserm alten würdigen General; er entließ uns nicht ohne Rührung und Dankbarkeit. Dann reisten wir schleunig in die Festung ab.

Mirowslawsky empfing uns in seinem Hauptquartier. In den Vorzimmern, den Bureaus der Generaladjutanten herrschte ein thätiges, regsames Leben. Ordonnanzen flogen und kamen. Mirowslawsky selbst war eifrig beschäftigt; die Rückkehr der pfälzischen Offiziere erfreute ihn. Sofort wurden

ihre Instruktionen ausgefertigt; Sigel²⁹ wurde dabei zur Hilfe gezogen; Miroslawsky konnte sich mit seinem Französisch gegen diesen über die Funktion A.'s nicht verständlich machen. Er gerieth dabei in außerordentliche Hitze, stampfte auf die Erde, und imponirte dadurch sehr wenig. Sigel hingegen blieb sehr ruhig und fest und machte mir den Eindruck eines bescheidenen und höchst genialen Jünglings, obwohl bei dieser Gelegenheit eben nicht den eines selbstständigen Feldherrn. Von Miroslawsky gewann ich den Eindruck eines kalten, klugen, berechnenden Mannes, dessen Courtoisie und regelmäßige Schönheit mich niemals hätten entzückt.

A. war zum Inspekteur der Artillerie ernannt; er begab sich sofort mit dem Major *Heilig** in die Festungswerke, um das Material zu inspizieren. Ich bezog unser sehr geräumiges Quartier dem Schlosse gegenüber.

Kaum hatte ich meine müden Glieder ein wenig ausgestreckt, als mich ein furchtbarer Tumult unter meinen Fenstern aufschreckt. Wieder eine Emeute, diesmal aber so grausiger Art, daß ich mich mit Entsetzen abwenden mußte. Der alte preuß. Unteroffizier, der bereits in Edenkoben für einen Spion gehalten wurde und dort schon der Wuth roher Menschen verfallen war, flehte das Mitleid seiner Henker an; es waren dies badische Soldaten, vielleicht dieselben, welche in Weingarten ihre Bravour an dem General Sznaide bewiesen hatten. Mit Säbelhieben wurde der Rücken des Armen zerfetzt, und dann streckten endlich mehrere Schüsse den Unglücklichen erst nieder.

Diese scheußlichen Handlungen, wobei ich rath- und tathlos Augenzeuge war, empörten mein Inneres so sehr, daß ich mich hinsetzte und einen Brief an Miroslawsky

²⁹ Franz Sigel (1824-1902), Offizier und Kriegsminister der badischen Revolution, nach der Niederlage Exil in den USA, wo er Politiker, Zeitungsverleger und General der Unionsarmee war.

* Der später standrechtlich erschossen ist. [*Anm. Anneke*].

schrieb, worin ich ihn gemahnte, den Gräueln seines Heeres endlich Einhalt zu thun, ihm sagte, daß ihrer mehr folgen würden, wenn nicht schleunigst eine kräftige Justiz gehandhabt werde, daß ferner eine Armee, worin solche Zucht walte, nicht siegreich sein könne. Als ich im Begriff stand, den Brief zu schließen, stand mir das kalte Marmorbild des Mannes vor der Seele; ich dachte, er müsse ja selbst auch eben so gut von jenen Schändlichkeiten und ihren Folgen Kenntniß haben wie ich – drum schob ich ihn bei Seite – da erscholl wiederum durch die Straßen das mörderische Geschrei: Verrath, Verrath! – dem folgten Schuss auf Schuss, abermals sank ein Opfer – ob schuldig oder nicht, ich weiß es nicht, das gilt jetzt am Ende auch gleich – die entmenschte Rotte würde bald dazu fähig sein, die getreuesten Führer und Vertreter des Volks in blinder Wut dahinzuschlachten.

Mehrere Tage waren in drückender Stimmung dahingeflossen, als ich mich in Begleitung des Majors Fach aus der beengenden Festungsluft hinweg begab. Ich ging auf die Thurm-gallerie des Schlosses, von welcher Höhe man eine vortreffliche Aussicht in das prächtige badische Land hatte. Die frische Luft, die mir hier um den Kopf wehte, machte mich wirklich von den letzten moralischen wie körperlichen Anstrengungen wieder gesunden. Ich vergaß auch wenigstens das Kriegsgetümmel da unten eine Weile. Nachdem mein freundlicher Begleiter, der auf unsern Kriegszügen von der Pfalz her, schon immer so sorgsam für mich gewesen war, mit mir die weiten Hallen des Schlosses, die uns zugänglich waren, besichtigt hatte, bedauerte er, die innern Kabinette nicht aufschließen lassen zu können; ein einsam wandelnder Herr hörte das, kam mit außerordentlicher Höflichkeit uns näher und sagte, daß er unsere Wünsche leicht erfüllen könne, indem er den Schlossverwalter citire. Ich war geneigt, den Herrn für einen Sprossen des Fürstenhauses selbst zu halten, so fein waren die Manieren und so bestimmt auch seine Versprechungen in Bezug auf das, was

wir wünschten – »Das ist *Tiedemann*³⁰,« sagte mir mein Begleiter. Alsbald kam er mit dem Portier und mit einem großen Schlüsselbund in der Hand zurück. Er selbst wollte sich nichts nehmen lassen, mich durch die Räume zu führen, sagte er. Bei diesem weiten Gange, der uns einige Stunden unterhielt, war mir höchst interessant, den Mann kennen zu lernen, der später mit aller Ehre die Hauptrolle des blutigen Dramas *Rastatt* übernommen und ausgeführt. In diesem Augenblick schien er mir auch von dem allgemeinen Missmuth der Festung ergriffen zu sein. Wenigstens sagte er mir, daß er unthätig sei, daß man seine Hand nicht brauchen wolle, obwohl er sie mit redlichem Herzen angetragen habe. Wem diese Anklage galt, weiß ich nicht, aber es lag so viel Bitterkeit als Wehmuth darin. Was wir in diesen Morgenstunden, die mir sehr rasch verflossen, nicht Alles abgehandelt haben! Bald führten seine Erzählungen mich in das Familienleben des badischen Fürstenhauses, mit dem das seinige allerdings auch in einiger Verbindung stand, bald führten sie mich in die Türkei, woselbst er Jahrelang gelebt hatte, bald nach Griechenland in den Unabhängigkeitskrieg, den er mitgekämpft hatte. Für die schönen Griechinnen schien der stattliche Mann eine besondere Sympathie zu haben, das bemerkte ich bei einem Bilde in der Schlossgalerie, welches er meiner besondern Aufmerksamkeit empfahl. Später vernahm ich, daß seine Frau, eine Griechin, mit ihrem einzigen Sohne, als Leidträgerin an dem Hügel des von den preußischen Standrechtskugeln erschossenen Helden stehe. Ach, wer hätte uns Beiden gesagt, daß ich aus den Erzählungen dieses Morgens mir das Material zu seinem Nekrologe, den ich eben für eine deutsche Zeitung geschrieben, schöpfen sollte! ... Unser

³⁰ Gustav Nikolaus Tiedemann (1808-1849), Militär in griechischen Diensten, in der Badischen Revolution Kommandeur der Festung Rastatt, wurde nach deren Fall standrechtlich erschossen.

Abschied war für immer; ich habe Tiedemann in Rastatt
nicht *mehr* gesehen.

367
#

Königt 27. Juni 1862.
56

3

Lieber Freund Kinkel!

Meiner letzten dankt dafür daß Sie mir persönlich
ein eifrigeres größeres Geben ohne einen kleinen
Stempel zu verschaffen. Gottfried Kinkel der Sie
ganz voll aus im Voraus Gehorsamst bescheiden
sein und wenn ich nicht in der andern Woche
meiner Lebenszeit mit der ganz guten Lösung
~~manipulieren~~ größtenteils Besorgung verlassen müßte
sich für mit einem kleinen und sehr bescheidenen zu
recht stellen, ich würde aber ein freundliches Abfragen
Güte bei mir bitten können. Es muß ich
auf dem beigefügten Stam zu zeigen, daß ich einige
Stücker unmittelbar haben, von welchen eine in
Ganze die für ein Dreierstück selbste ist besondert.
Dreierstück besteht aus einem freundlichen Zinsen mit
dem, Cassenstück u. Ladung für 20 Preis unvollständig.
Zwei Stück d. i. Duffa mit Brodder für 10 fr.
Ganzes ist ein ganzes Stück für ein Stück auf dem
in Ganze gegeben was der.

Vielleicht Sie ein besondert wünschen Herr Hofe ein
ganzes Stück gutes Lande mitzugeben zu sehen,

Brief an Gottfried Kinkel, 27. Juni 1862.

Lieber Freund Kinkel!

Meinen besten Dank dafür daß Sie mir einmal eine Gelegenheit gegeben haben Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen. Gottfried Kinkel der Jüngere soll uns im schönen Zürich herzlich willkommen sein, und wenn ich nicht in der andern Woche meinen Blumenhügel mit der zwei Jahre lang gehabtten prächtigen Wohnung verlassen müßte um sie mit einer kleinern und sehr bescheidenen zu vertauschen, ich würde ihm ein freundliches Absteigequartier bei mir bieten können. So nur muß ich mich damit begnügen Ihnen zu sagen, daß ich einige Quartiere ermittelt habe, von welchen eins im Hause des Privatdozenten Schlecht sich befindet. Dasselbe besteht aus einem freundlichen Zimmer mit Bett, Bettwäsche u. Bedienung für 20 Frk. monatlich. Frühstück d. i. Kaffee mit Brödchen für 10 fr. (Heizung ist ausgeschlossen.) Es *könnte* auch Kost im Hause gegeben werden.

Sollten Sie nun besonders wünschen Ihren Sohn im Hause dieser guten Leute untergebracht zu sehen, so würde es gut sein, wenn Sie mir vor den 10. Septbr. Ihren Wunsch kund geben könnten, weil bis dahin anderweitige Nachfragen beantwortet sein wollen. Der Lectionscatalog den ich schon vor mehren Tagen unter Kreuzband abgesandt habe, werden Sie hoffentlich empfangen haben.

Die Professooren haben sich dahin geeinigt, nicht vor dem 16. October mit den Vorlesungen zu beginnen.

Ihr prächtiges Liedchen »Die alte Gerda«, hat mir viele Freude gemacht. Es war sehr lieb von Ihnen, daß Sie mirs mittheilten, wüßten Sie wie gerne ich die Poems unsers Gottfried Kinkel habe, wie ich sein Männerlied und so manche andere von ihm hochschätze, wie ich auf dem Meere bei der Herfahrt aus der Schiffsbibliothek die ersten deutschen Weisen mir herausgeholt habe und sie einem Kreise von Wiederkehrenden vorgelesen, Sie würden den-

ken, Sie haben sich nicht umsonst bemüht indem Sies mir abschrieben.

Schon seit langer Zeit hatte meine Freundin Mary Booth, die mit mir von Amerika herüber kam, u. in meinem Hause als Familienglied lebt, den von mir angeregten Gedanken gefaßt, manche von Ihren Liedern zu übersetzen. Es sind ihr nämlich Herweghs »Schweiz«, »Gang um Mitternacht«, »Morgenruf« etc. etc. vortrefflich gelungen. Sobald sie ausgeführt, was sie *erdacht*, sende ich Ihnen Betreffendes. Apropos: Sehen Sie vielleicht Herrn Borkheim vor Ihres Sohnes Abreise einmal. Wollten Sie ihm dann wohl aufgeben Ihnen das Manuscript, das ich ihm jüngst zusandte zu übergeben, damit es durch diese Gelegenheit uns wieder zukäme. Es ist nämlich eine Skizze »der Sklaven-Auction«, die obwohl gut geschrieben dennoch keine Aufnahme in England finden wird. M. Booth – in Amerika wohlbekannt – hätte gern in englische Journale Aufnahme gefunden, aber sie kann die erste Stufe nicht so leicht betreten, wie in der Heimath.

Von Fritz empfang ich die letzten Nachrichten vom 13. July Jakson Ten. Ueber seine Unthätigkeit mitten in der heißesten Arbeit fühlt er sehr unglücklich. Ich hoffe, die neue Erhebung wird der Sache in Amerika einen anderen Schwung geben und die mattherzige Politik Lincolns umwandeln. Ich vertraue dem Volk des Nordens, den[?] Sieg ihrer bessern Partei, trotz aller Corruption, die es im eignen Innern zu bekämpfen hat, trotz aller Mißgriffe durch welche es selbst schon so nahe an den Rand des Verderbens gebracht ist. Der Grund für Annekes ungenügende Stellung liegt in seiner Geradheit, das ist mir ganz klar. Ob er mit ihr vielleicht noch einmal durchdringen wird und sich im Thatenfeld behaupten kann – ? Für Amerika fehlt ihm die smartness.

Miß Metcalf, die Directrice eines Mädchen-Instituts in oder bei (?) London ist hier bei Kapps zum Besuch, dort lernte ich sie kennen, ein liebenswürdiges kleines Mädchen.

Mit warmem Interesse spricht sie von Ihnen und wünscht die Gelegenheit zu haben bei Ihnen eingeführt zu werden. Sie reist am Montag ab und ich bin so frei ihr einige Grüße an Sie und die Ihrigen mit auf den Weg zu geben.

Fritz Kapp wird hier erwartet.

Ihrem lieben Sohn werde ich mit Herzlichkeit die deutsche Hand entgegen strecken; meine nächste Adresse unten.

Daß es Ihnen gut geht, freue ich mich stets zu hören; wo ich Gelegenheit habe nach Ihnen zu fragen, unterlaß ichs nicht, lieber Freund!

Mir geht es etwas besser. Sieben Monate lang hatte die Nervengicht mich vollständig zu einem armen Weibe gemacht, aber nun ich die Wiederherstellung fast hoffen kann, fühle ich wieder muthig und »jung«. Leben Sie wohl »alter« Freund und seien Sie in alter Liebe begrüßt von Ihrer

Mathilde Anneke
Gottingen, im Obstgarten

Zürich, 27.VI.1862

Die Sklaven-Auktion Ein Bild aus dem amerikanischen Leben

»Gut' Morgen, Massa Gerrit Smith³¹!«

Mit diesem Gruß trat ein hübscher, schlanker Negerbur-sche im Alter von etwa neunzehn oder zwanzig Jahren, der majestätisch imponirenden Gestalt des hochachtbaren Re-präsentanten des großen Empire-Staates Newyork in den Weg, als dieser gerade von den Marmorstufen des Capitols herniederstieg und nach einer stürmischen Sitzung der Landesvertreter seine ruhigen Schritte in den friedlichen Kreis seiner glücklichen Familie lenkte.

»Ich glaube, Massa«, fuhr der farbige Jüngling in vertrau-ungsvollem Tone und in einem bessern, als dem gewöhnli-chen Neger-Englisch fort, »ich glaube, Massa, wir armen Nigger müssen bald daran denken, Fidel und Bogen hoch an die Weidenbäume Washingtons aufzuhängen. O, es ist verzweifelt in diesem Lande, verzweifelt, in der That«, dabei knirschte er mit seinen weißen fletschenden Zähnen; »ich weiß Alles, kenne allen den Unfug da oben« und mit einem Blick, der in dem Moment dämonisch aufleuchtete, deutete er nach den stolzen Hallen des Capitols der glorreichen Republik hin; dann setzte er hinzu: »Aber diese Nebras-kabill setzt doch der ganzen Teufelei die Krone auf.«

»Was wißt Ihr denn von der Nebraska-Bill, mein Freund?« war die Frage des Volksrepräsentanten, jenes großen Aboli-tionisten Gerrit Smith.

»Niemand ist in der Nähe, ders hören könnte«, antwortete der Neger und blickte furchtsam nach allen Seiten umher; »und Ihr, o gewiß, Ihr würdet mich nie und nimmer verraten, Massa Gerrit Smith, das weiß ich.«

³¹ Gerrit Smith (1797-1874), US-amerikanischer Politiker, Abgeordneter im Repräsentantenhaus und Sklavereieegner.

Dabei blickte er noch einmal ängstlich umher und bog sich näher zu dem Ohre des großen Mannes und sagte mit halbgedämpfter Stimme: »Ich kann lesen!« –

Wer es weiß, daß nach solchem Selbstbekenntniß vor ungeweihten Ohren die neunschwänzige Slavenpeitsche oder die strafenden Ketten drohen, – wer es weiß, daß die Kunst des Lesens zu den größten Verbrechen der armen Slaven im Süden Amerika's gezählt wird, der kann es erklärlich finden, daß der arme farbige Knabe solche Vorsicht beobachtete.

»Ich las es letzte Nacht in der ›National Fra«, sagte er dann mit einer pfiffigen Miene, »daß Massa Gerrit Smith diesen Morgen eine Rede über die fluchwürdige Nebraskabill halten würde, und da dachte ich bei mir selbst, ich wollte ihm aufpassen rund ums Capitol herum und da ich ihn von der Repräsentanten-Hall herunterkommen sah, da wollte ich ihm sagen, daß ich ihm dankte, Massa Gerrit Smith, und alle die andern Nigger danken ihm auch, jeder miserable Wurm von ihnen, gleichviel ob er weiß oder nicht.«
»Ich bin sehr erfreut darüber und danke Euch auch, mein Freund«, antwortete das Congreßmitglied mit dem milden Ton seines warmen menschenfreundlichen Herzens. »Aber wie wißt Ihr, was ich über die Nebraskabill gesagt habe, wie könnt Ihr wissen, bevor Ihr meine Rede gehört habt, ob sie Eure Zufriedenheit verdient?«

»Oho, wenn Jesus Christ selbst von dem Volke zum Congreß gesendet wäre – aber sie wollten ihn nimmer senden – er sollte eine Rede vor den Repräsentanten da über diese Nebraskabill halten, sollten wir nicht wissen, was er zu sagen hätte? Wir wissen, genau dasselbe würde er sagen, wie Massa Gerrit Smith, und die ganze Welt weiß das und wenn da wäre irgend ein Dienst, den ein Nigger thun könnte für Massa, Stiefelwachsen oder dergleichen kleine Handleistungen, er würde es gerade so gerne thun wie für Jesus Christ selbst. Das ist just so, wie ich's meine«, sagte der geschwätzig Bursche und fuhr fort: »O ich bin sonst

ein schlimmer Nigger, Massa, ich wünschte manchmal Alles todt zu schlagen. Ich wünsche freilich nicht so böß gegen den Herrgott zu seyn, aber ich möchte –«.

»Geduld!« fiel der Congreßmann dem revolutionären Slaven ins Wort. »Wir schreiten langsam voran, aber wir schreiten voran.«

»Furchtbar langsam, Massa, furchtbar«, murmelte der Slave grollend und that einen verwegenen Seitensprung.

»Da ist Myssus Davis, und ich bin ein entschlüpfter Nigger. Ehre sey Gott in der Höhe, sie hat mich nicht gesehen, sie ist gerade dort um die Ecke gebogen; Gott sey gedankt! Gehöre zu Myssus Davis' Schwestermann; ha, der schoß letzten Sommer drei Abolitionisten unten im Süden nieder, ha, der ist schlimm! Aber er hat mir doch die Freiheit gegeben, mich selbst zu kaufen.«

Als er diese Worte stark betonend sprach, spielte ein selbter Zug um seinen Mund und mit einem gewissen Selbstbewußtsein sagte er weiter: »Ich bin ein ehrlicher Nigger und gebrauche nicht die Schliche des Davonlaufens. Mein Preis ist exact die runde Summe von tausend Dollars; ich habe dem Massa schon sechshundert darauf gezahlt. Ich werde ein freier Nigger, Massa Gerrit Smith, und das nicht so lange mehr.«

»Ein freier Mann, mein Freund!«

»Niggers dürfen sich selbst nicht ›Männer‹ nennen, Massa«, sagte er mit einer tiefen Melancholie und fuhr fort, indem er das Haupt wieder ein wenig höher hob: »Aber frei – frei – allein – da ist noch ein Anderes, o mein Gott, Massa Gerrit Smith, was soll ich thun?«

»Wenn Ihr frei seyd, mein Freund, dann könnt Ihr Alles thun, um Eure Mutter oder auch Eure Schwestern frei zu machen, wenn Ihr solche noch in der Slaverei zurücklasset. Es ist auch leicht möglich, daß Euch geholfen werde und Ihr Eure Freiheit eher erlangt, als wenn Ihr allein darum ringen müßt. Möchtet Ihr nicht gerne so schnell wie möglich frei seyn?«

»O gewiß! Aber ich danke Euch, Massa Gerrit Smith, von Grund meines Herzens; ich bin ein starker, gesunder Bursche und liebe zu arbeiten. Ich weiß sehr wohl, was Ihr für alle die armen Nigger thut, die unter Eure Augen kommen. O da gibt es noch der Mütter so viele und auch Schwestern genug, für die zu helfen Gott im Himmel Euch segnen wird. Solch ein Bursche, wie ich, kann arbeiten, für seine Freiheit, es macht ihn stolz. Schwestern habe ich nicht und auch keine Mutter mehr«, setzte er traurig hinzu. Sie ist meine Schwester nicht – nein sie nicht –« sagte er zögernd. »Wer?« fragte der Staatsmann eindringlich. »Wer ist nicht Eure Schwester?«

»Isabella, Massa! Sie ist eine Scлавin wie ich ein Slave – und sie ist Alles, was ich auf der Welt habe. Meine Mutter ist todt und auch meine kleine, liebe Schwester. Ich will ein wenig mit Euch da hinunter gehen und da will ich Euch Einiges von ihr erzählen.«

Das Congreßmitglied und der Slave gingen mit einander weiter; Letzterer erzählte:

»Wir beide, meine kleine Schwester und ich, waren Kinder des alten Massa; meine kleine Schwester war so lieb und so schön und o so weiß, daß die Mistreß selbst sie ihre Lilie nannte. Sie war kaum fünf Jahre alt und gewiß war da kein Kind so hübsch und so nett auf der ganzen Plantage als sie; und da war der Myssus ihre kleine Harriet, die Kinder sahen ganz gleich aus, aber unsere Lili war doch bei Weitem die Schönste. Das ärgerte die Myssus, sie faßte bald einen abscheulichen Haß gegen sie und schlug sie manchmal so furchtbar für gar nichts, bloß weil sie so gut und so lieblich aussah. Unsere Mutter konnte das gar nicht mehr aushalten, sie war eine gute religiöse Frau und die andern Nigger sagten, daß sie oftmals Eingebungen vom guten Geist erhalten habe. Aber von der einen schlimmen Eingebung hat sie niemals gesprochen; Niemand in der Welt weiß etwas davon, nur der Gott im Himmel, und was Gott weiß – warum sollte das unser Massa Gerrit Smith nicht

auch wissen, da ist kein Unterschied zwischen; was Gott nicht direct zu Massa Gerrit Smith offenbart, das will er, daß seine Nigger es ihm sagen sollen.«

Der große Staatsmann lächelte, aber der Slave ließ sich nicht stören und sprach weiter:

»Well, der Myssus ihr Haß wurde immer ärger und ärger gegen unsere Lili und einstmals hörte die Mutter sie sagen, daß Lili nicht weit mehr davon wäre, einen sehr hohen Preis als Maitresse zu bringen. Mutter sah ein, wofür sie ihr Kind geboren hatte, sie sah, daß sie ihr eigenes Leben noch einmal wieder in dem Leben ihres Kindes durchleben sollte und sie wußte, daß es nicht recht war und wusste, daß nichts auf der ganzen Erde sie davon erlösen würde.«

Der Neger hielt inne, die Stimme versagte ihm einen Augenblick, dann fuhr er fort:

»Ich war acht Jahre alt dazumal, Massa Gerrit Smith, und es war gerade an einem Sonntag Morgen. Mutter zog uns unsere besten Kleider an und sagte uns, daß wir mit ihr in den Wald gehen sollten. Lili hatte ihr weiß Mousse-
lin=Kleidchen an, sie trug es stets an schönen Sonntagen zur Sommerzeit; ich will es nie vergessen, die Ärmel waren aufgebunden mit blauseidenen Bändern und ihre braunen Locken fielen hernieder von ihrer Schulter, gerade bis zur Taille, um die ein Gürtel das Kleidchen hielt. O, ich erinnere mich noch so gut, wie das Kind aussah, Massa Gerrit Smith; da war nie auf der weiten Welt und im Himmel ein zweites so schönes Engelchen.«

Ich glaube, eine Thräne rann über das dunkle Antlitz des armen Jünglings, denn es war, wie wenn die Worte sich seiner beklemmten Brust entrangten, als er einschaltete:

»Ach, mir wird so sehr schlimm zu Muthe, wenn ich daran denke; – nein, gewiß, kein zweites so schönes auf der weiten Welt«, – wiederholte er traurig vor sich hin.

Der Neger fuhr mit bebender Stimme in seiner Erzählung fort:

»Wir gingen und gingen – ich hatte es ans Händchen gefaßt – bis wir in den tiefen, dunkeln Wald kamen, und da, wo der Bach so hurtig fließt, lief es voraus, hin zu den schönen Blumen und pflückte und brachte sie zur Mutter, die sich am Ufer niedergesetzt hatte. Mutter blickte es an und ich glaube, das Herz wollte ihr brechen, denn bald sagte sie zu dem Kinde, es solle sich niedersetzen an ihre Seite, nahe dem Rande des Baches, und solle die Blumen zusammenbinden zu einem Kranz, und das Kind that es. Der Abhang war jäh und das Gewässer sehr tief und Mutter wendete sich gerade mit ihrem Rücken gegen den Rücken des Kindes. Mir befahl sie dann, daß ich zu ihr komme und vor sie niederknie. Ich war ein kleiner Bube von acht Jahren und sie sagte mir, daß der Massa unser Vater und daß er ihren hübschen jungen Man von ihr fortgerissen habe und ihn verkauft nach dem untern Süden und wie er sie dann für sich selbst geraubt habe.

Ich war ein entsetzlich kleiner Bursche noch, um solche Dinge zu hören, aber doch sollte ich sie wissen, und wissen, daß unsere Lili zu denselben Dingen verdammt sey. Sie war eine gute, religiöse Frau, das war Mutter, und sie erzählte mir von Gott im Himmel und auch Lilien erzählte sie von den schönen Englein und daß sie auch eins werden würde, gerade so gut wie die weißen Kinder. Sie hatte einen Traum, sagte sie, es träumte ihr vor lauter Engeln, die niederwärts von den Sternen gekommen waren und um Lili gebeten hatten. Sie hieß die Engel wieder hinweggehen zum Himmel, von woher sie gekommen und Jesus Christ oder Gott-Vater – gleichviel wem – ins Ohr zu flüstern, daß Lili kommen sollte.

Dann hieß sie mich zu meinem kleinen Schwesterchen hinzutreten und sie noch einmal zu küssen, es würde das letzte Mal seyn. – Ich verstand nicht ganz, was sie sagte, aber als die Mutter so finster blickte, wurde ich furchtsam und wie sie weiter sprach, daß sie Lili in das silberne Grab legen müsse, wo die Wellen sanft um sie spielen wollten,

faßte mich der Schrecken und sprang auf, um sie mit meinem kleinen Armen fest zu halten – da –«

Der Jüngling schluchzte.

Die Brust des edlen Menschenfreundes hob sich unter tausend Schmerzen.

»– Da hörte ich ein Plätschern«, hob er nach einer Pause wiederum an, »ein Plätschern im Wasser, ich glaube, es war Lilien eine Blume entfallen, der sie nachgesunken – ich weiß es nicht genau – ich wollte ihr nachspringen, aber Mutter schloß mich in ihre Arme und hielt mich fest, so fest, daß ich nicht loskommen konnte. Sie lag in einem Starrkrampf, aus dem sie – ich weiß nicht, wie lange nachher – zitternd erwachte.

Etwas unterhalb, wo wir gegessen hatten, lag das kleine weiße Engelchen auf dem bunten Muschelgrund des Bachs. Wir schleppten uns nach der Stelle hin, setzten uns an das Ufer nieder und blickten sie an, wie sie da so ruhig schlief. Ich weinte, bis ich etwas im Gebüsch sich rühren hörte. Es war Sambo, er stand plötzlich an unserer Seite. Mutter zeigte schweigend hinab. Nach einer Weile reichte er Mutter die Hand und sprach: »Ich bewundere Dich, Angelina, aber Du hast recht gethan in den Augen Gottes. Er liebt die Kleinen und sie war so lieb.« Da fing die Mutter bitterlich an zu weinen und ich glaube, es wurde ihr besser darnach. Sambo ging darauf in das Wasser, nahm die kleine Lili sanft auf in seine großen starken Arme und hielt sie empor zur Mutter und mir und wir küßten sie. Dann legte sie auf ihre nassen Locken die Blumenkrone, die das Kind selbst geflochten hatte und Sambo trug es so in seinen Armen nach Hause.

Die Familie saß just versammelt um den Theetisch auf der Piazza und Sambo ging direct hinaus zur Myssus und hielt das weiße Engelchen ihr entgegen, daß sie ihm ins blasse Antlitz blicken mußte. Mutter schaute den Massa an, der wurde bleicher wie der Tod; dann blickte er zu ihr auf und Alles, was er sagte war: Angelina! Aber den Blick, womit sie

ihm antwortete, – den werde ich nimmer vergessen. Er war aufgestanden und bis zu mir hingewankt, wollte seine Hand auf meinen Kopf legen, jedoch die Mutter schob mich hinweg, stellte sich zwischen ihn und mich und erschien wie der rächende Tag des Gerichts.

Arme kleine Harriet! sagte dann die Myssus, das sind manche Hundert weniger in Deiner Aussteuer, schade darum. Gott sey gedankt! rief die Mutter.

Undankbare Creatur! schallt die Myssus; sollst besser auf Deinen Knaben passen oder ich sage Dir, ich verkaufe ihn unten im Süden.

Ihr werdet das nimmer thun, Myssus! antwortete Mutter, nimmer, sage ich Euch!

No, no, fiel Massa etwas begütigend ein. Ich werde es auch nicht, Angelina; ich verspreche es Dir, ich geben dem Knaben seinen Freibrief, wenn er einundzwanzig Jahre alt ist. Mutter wußte, daß das eine Lüge war, daß der Massa das nimmer halten würde. Und doch, es war da das Zeugniß eines weißen Mannes, der hörte es ihn sagen – natürlich wenn es nicht ein weißer Mann gewesen wäre, würde es kein Zeugniß gewesen seyn, denn wir Nigger sind ja niemals vor Gericht Zeugniß – es war ein Gentleman von Philadelphia, der öfter ein Geschäft mit Massa hatte. O Massa Gerrit Smith, das war ein Mann – solch einen Mann habe ich meinen Lebtag nicht mehr gesehen, wie Massa Isaak J. Hopper, er war wie ein Lamm so sanft, er stand auf von der Tafel, ging schnurstracks zur Mutter, nahm ihre Hand in die seine und sagte: Gott hilft dir, Schwester!

Es war gerade, als ob er selbst vom Himmel zu ihr gesprochen hätte, denn unsere Mutter sah darnach so milde und so friedlich aus, daß ich glaube, Myssus hätte ihr noch viele böse Worte sagen können, sie hätte gar nicht mehr darauf gehört.

Da lag unsere Lili auf dem Marmortisch zwischen den zwei großen Fenstern im Parlour, den Blumenkranz um ihr Köpfchen. Der Mond schien durch die Fenster auf das

kleine Todtenbett. Myssus wollte, ich sollte schlafen gehen, aber Massa Hopper sprach mit ihr und bis auf die heutige Stunde weiß ich nicht was. Massa Hopper ist todt; er würde mich gerettet haben, der gute Mann, wenn er noch lebte, und ich hätte mein Geld nehmen können, um meine Isabella frei zu kaufen. Sie ist mein Alles, was ich auf der Welt habe, Massa Gerrit Smith.«

»Und Eure Mutter?« fragte der Congressmann, »wo ist sie?«
»Sie lebte nur noch sechs Monate, nachdem wir Lili beerdigt hatten. Seitdem habe ich Niemand mehr gehabt, der sich etwas um mich gekümmert; nur der alte Sambo. Ich glaube, Sambo ist fortgelaufen, es mögen schon zwei Jahre her seyn. Er folgte Massa Hopper und wollte nur einen Schimmer von dem verheißenen Lande, nur Massa Hopper noch einmal wiedersehen. Wo Der wäre, sagte er, wäre die Freiheit. Wahrlich, ich wäre mit dem Sambo gegangen, aber ich wollte Isabella nicht verlassen, – o nein, um keinen Preis der Freiheit.«

»Dann muß Euch die Isabella sehr teuer seyn, mein lieber Freund!« sagte der Staatsmann.

»O Gott, wie Ihr da recht habt, Massa Gerrit Smith. Ich könnte sterben für Isabella. Aber sie ist gerade so hoch über mir, wie die Sterne des Himmels über der Erde. Ich sollte sie nicht lieben und doch – wie liebe ich sie.«

Einen Augenblick hielt er inne und dann nach echter Negerweise fiel er aus seinem Pathos in eine tragicomische Selbstanschauung, nannte sich einen schrecklich feigen Nigger, der von seiner glühenden Liebe nicht eine Silbe verrathen möchte, und der nichts am Ende verdiene, als ewig in der Slaverei – natürlich der edlern der Liebe – fort zu leben.

»Aber sie blickt mich doch manchmal so süß an«, fuhr er träumerisch fort, »und da möchte ich darauf schwören, daß es ihr just so wie mir zu Muthe ist. Ja ich glaube, es ist so, denn neulich hat sie mir eine Rose gegeben und ich gab ihr

wieder eine – und Rosen bedeuten Liebe, Massa Gerrit Smith.«

Der große Staatsmann lauschte mit Wohlgefallen auf dieses naive Liebesgeständniß und Manchem vielleicht hier zu Lande dürfte es unwahrscheinlich erscheinen, daß ein Congreßmitglied des größten Staates der Union, der eben seinen Fuß aus den stolzen Hallen des Capitols gelenkt und den Kopf voll hoher weltverbessernder Staatsgedanken trug, sein Herz herab zu dem armen, aus dem Verbanne der Menschheit ausgestoßenen Neger neigte und so geduldig sich über das Verhängniß seiner Jugend erzählen und nun gar in seine kleine Liebesgeschichte sich einweihen ließ. Wer aber je von dem großen Menschenherzen eines Gerrit Smith drüben über den Wassern vernommen, wer es weiß, daß dieser seltene Mensch sein Leben, sein Talent und endlich sein unermeßliches Vermögen, das einem freien Königreiche gleichkommt, daran gesetzt hat, den Fluch der Sklaverei von seinem schönen Vaterlande zu wälzen und jedem menschlichen Wesen, wozu er den »Wurm des Niggers«, wie der Arme sich selber ausdrückt, nicht minder zählt, die Macht der freien Entwicklung erringen zu helfen, der wird nicht zweifeln, daß der honorable Staatsmann der Unterhaltung, welcher wir eben gefolgt sind, mit demselben offenen Herzen, wie selbst die uns wohlgeneigteste freundlichste Leserin, gelauscht hat, der wird es uns vielleicht glauben, wenn wir versichern, daß wir wirklich geschehene Thatsachen, die in ihrer ganzen unverhüllten Wahrheit jedes Herz nur schmerzlich erschüttern würden, hier in weniger grellem Licht darzustellen uns unterzogen haben.

[...]

Das Geisterhaus in New York Kap. 3 – Franziska Spezzia

Die beiden Freunde, Granger und Temple, befanden sich bald in dem eleganten Coupé des Wagens, welcher der Ordnung gemäß ihrer harrend an der Thür stand. Mr. Granger gab dem Kutscher, ohne daß er von Philipp gehört wurde, die Weisung, sich sehr zu beeilen, und so fuhren sie denn in raschem Trabe hinweg; aber keineswegs in der Richtung nach dem Opernhaus zu.

»Wohin fahren wir?« fragte Temple. »Dies ist ja nicht der Weg nach dem Astorplatz.«

»Erinnerst Du Dich nicht der Geschichte, die ich Dir vor ein oder zwei Tagen von dem italienischen Mädchen erzählte?« Diese Frage war eine ausweichende Antwort Granger's.

»Von Franziska, meinst Du?«

»Von derselben Franziska Spezzia; ich sagte Dir, Du solltest sie sehen; war dem nicht so?«

»Das sagtest Du allerdings.«

»Also, ich bin darüber her, mein Versprechen zu halten, und nun wir einmal im Begriff sind, zu ihr hinzufahren, muß ich Dir Einiges von ihrer früheren Geschichte erzählen, um Dich auf das vorzubereiten, was sich diesen Abend etwa ereignen könnte.«

»Wozu soll diese Einleitung dienen?«

»Gleichviel wozu, Du sollst es schon zu rechten Zeit sehen. Höre nur,« und mit einer leisen Stimme fuhr Mr. Granger fort: »Es sind jetzt ungefähr fünf Jahre, als ich nach Europa reiste, weil die Gesundheit einer Verwandten, die jetzt dahin ist, einen Wechsel des Klima unbedingt erheischte. Die milde Luft und der herrliche Himmel von Florenz übten einen so wohlthuenden Einfluß auf dieselbe aus, daß wir uns entschlossen, für eine lange Zeit unsere Residenz in dieser reizenden Stadt zu nehmen. Dort war es, wo ich zuerst die Bekanntschaft Franziska's machte. Sie war zu

jener Zeit so wunderschön, wie die menschliche Einbildungskraft sich nichts Schöneres denken kann. Als ich sie zum ersten Male in der Oper bemerkte, fühlte ich mich gleich von ihrem Zauber gebannt. Ich glaube, ich habe Dir früher schon einmal gesagt, daß sie eine der ersten Opersängerinnen war, gerade nicht eine des ersten Ranges, aber sie behauptete doch einen bevorzugten Rang, mehr durch ihre Schönheit, als durch ihre Stimme. Ihre Bekanntschaft zu machen, war eben nicht schwer, aber Du kannst glauben, weder Artigkeiten, noch Versicherungen, noch sonstige Mittel konnten sie bewegen, nur einen Schritt vom Pfade der Ehre zu weichen. Ich wußte, daß sie mich leidenschaftlich liebte, aber keine Statue in dem Altarschrein kann stiller und unbeweglicher bleiben als sie. Wie ich endlich einen Weg fand, sie über ihre Scrupel hinwegzuheben, davon vielleicht ein anderes Mal; nur jetzt nicht, nein, jetzt nicht; es ist die geeignete Zeit nicht.«

Granger's Ruhe und die Gelassenheit seiner Stimme, die er bisher bewahrt, verließen ihn, als er zur Pointe seiner Erzählung gelangt war. Er bewegte sich ratlos auf seinem Sitze hin und her, und seine Geistesgegenwart, mit welcher er bemüht war, glauben zu machen, was er erzählte, verschwand völlig. Doch wahrte es nicht lange, daß er wieder zu sich selbst kam und sich verbesserte, indem er fortfuhr: »Unter den ihr am Meisten ergebenen Verehrern war ein Landsmann von ihr, der sie zu seinem Rang und zu seinem Reichthum erheben wollte, wenn er sie gewinnen könne; aber wie ich eben sagte, sie liebte mich und verschloß ihr Ohr vor dem leidenschaftlichen Bewerber. Zeit verging, und ich war genöthigt, nach New-York zurückzukehren. Franziska und ihr alter Vater, der Einzige von ihren Verwandten glaube ich, der ihr folgte, nahmen mit mir ihre Passage auf demselben Schiffe. Ich war vollständig unbekannt mit ihrer eigentlichen Absicht, bis sie mir eines Tages auf dem Verdeck des Schiffes begegnete. Ob ihr meine Gegenwart angenehm war oder nicht, kann ich nicht be-

stimmt sagen; nur das kann ich versichern, daß ich seit jener Zeit sie mehr als tausendmal wieder nach Florenz zurückgewünscht habe. Doch um mich kurz zu fassen: als wir in dieses Land zurückgekehrt waren, wünschte sie vor der Oeffentlichkeit zu erscheinen. Ich weigerte mich entschieden solchem Ansinnen und vermittelte für sie ein kleines niedliches Landhaus in dem äußern Theile der Stadt, wo sie seitdem mit ihrem Vater gewohnt hat. Der alte Mann wankt jetzt seinem Grabe zu; er leidet an einer Schwäche, die ihm kaum gestattet, von seinem Stuhle bis ans Bett zu gehen. Das arme Kind denkt nun, daß ich eines schönen Tages kommen werde, sie als mein Weib zu erklären. Sie wartet ganz geduldig auf die Stunde, die kommen soll.«

Hier hielt er inne und seufzte tief auf, als ob er sich von einer schweren Bürde befreit habe.

Philipp Temple hatte der Erzählung seines Freundes mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht, und obgleich er überzeugt war, daß Eliot Granger die junge Italienerin hintergangen habe und immer noch im Begriff war, ein grausames Spiel mit ihr zu treiben, fühlte er dennoch den mächtigen Einfluß, den dieser mysteriöse, junge Mann auf ihn ausübte. Weit davon entfernt, der Warnung, daß Mr. Granger kein Gesellschafter für einen geachteten, jungen Mann sei, zu folgen, erwachte in seiner Brust ein immer größeres Interesse für denselben.

»Aber Du hast mich doch noch nicht unterrichtet,« sagte Philipp nach einigen Minuten tiefen Stillschweigens, »warum wir jetzt gerade gehen, um ihr einen Besuch zu machen.«

»Nein, nein, ich vergaß es,« antwortete Granger. »Ich empfing heute Nachmittag ein Billet von ihr, welches sie in größter Hast geschrieben hatte. Sie theilte mir darin die Ankunft von Signor Corsini, ihrem italienischen Anbeter, mit. Er war ihr von Italien nachgereist, mehr sagte sie nicht, nur beschwor sie mich, so schnell als möglich zu ihr zu

kommen und nicht einen Moment zu zaudern. Ich kenne diesen Corsini wohl, er ist reich, leidenschaftlich, rachsüchtig und haßt mich mit feindselig erbittertem Groll, so daß ich nicht wünschte, mit ihm das Hazardspiel eines Rencontre einzugehen, ohne Zeugen bei dem Zusammentreffen zu haben. Nun begreifst Du, warum ich Dich mitbringe. Bei einer solchen Mission, wen sollte ich lieber bei mir haben, als Dich, meinen besten, theuersten Freund?« Dabei drückte er Philipp's Hand fest in die seinige.

Unsere zwei jungen Helden hatten inzwischen die Vorstadt erreicht. Die Straßenlampen waren angezündet, aber die langen, dunkeln Zwischenräume zeigten, daß viele von dem Lampeninspector überschlagen wurden. Der Wind fegte über die leeren Bauplätze und füllte die Atmosphäre mit übeln Dünsten, die die Gegend in eine dichte Wolke einhüllten.

In diesem Augenblick hielt der Wagen an; Mr. Granger zog seinen dicken Mantel hervor und hüllte sich in denselben, dann stieg er aus, winkte seinem Gefährten und rieth ihm eine gleiche Vorsicht an.

»Wir wollen den Rest des Weges zu Fuße machen,« sagte er, »es zieht eine zu große Aufmerksamkeit auf sich, bis an die Thüre zu fahren.« Temple nahm den ihm dargebotenen Arm seines Freundes an, und so legten sie Beide die kleine Strecke Weges zurück.

Der Nebel war indessen verschwunden und keine Wolke mehr sichtbar. Der Himmel war ein klarer Krystallspiegel und prangte von Myriaden glänzender Sterne. Nur der Wind fegte noch durch die öden Straßen mit einer solchen Macht, daß es Mühe kostete, sich aufrecht zu erhalten. Endlich erreichten sie ihren Bestimmungsort. Ein kleines Landhaus, das etwas zurück von der Straße lag, winkte ihnen. Zur Sommerzeit, wenn der es umgebende Garten in Blüthe stand, mochte er recht freundlich sein.

Granger stieß eine Thür auf und nahm den Weg durch einen dunkeln Gang; dann ohne lange anzuklopfen, öffnete

er die Thür mit einem Nachschlüssel, welchen er aus seiner Tasche zog, und trat in die Halle ein. Philipp folgte auf seinen Wink.

Der junge Freund befand sich nun in einem kleinen, aber niedlichen Zimmer, welches mit einem außerordentlichen Geschmack möblirt war.

In einem großen, bequemen Schaukelstuhl, nahe am Kamin, saß ein alter Mann mit grauem Haar, welcher von den Eintretenden mit einer leichten, aber höflichen Verbeugung des Kopfes Notiz nahm. Als Antwort auf eine Frage Eliot's in italienischer Sprache, griff er nach einer kleinen Glocke, die auf einem Tische neben ihm stand, und klingelte. Fast in demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und vor Philipp trat eine Erscheinung, so verlockend schön, daß er in stumme Bewunderung sich verlor.

Die Eintretende verweilte einen Augenblick auf der Thürschwelle, als sie die Gegenwart eines Fremden wahrte. Eliot aber ging ihr entgegen, nahm sie bei der Hand und führte sie einige Schritte vorwärts, um sie seinem Freunde vorzustellen. Dann legte sie ihre weiße Hand sanft in die seinige und grüßte sie mit holdseligem Lächeln.

Wohl mochte Philipp sich im Anschauen dieser nie gesehenen Schönheit verloren haben. Sie war jetzt eben fünfundzwanzig Jahre alt; von Gestalt malerisch schön, nicht über die mittlere Größe, aber schlank und graciös wie eine Gazelle. Ihr reiches dunkles Haar war von ihrer schönen Stirn zurückgelegt und hinten in Locken und Flechte befestigt; ihre sanften, träumerischen Augen waren in der That »ein Meer von Liebe.«

»Ich habe ihn gesehen,« sprach sie in gutem Englisch mit einem leichten Erbeben. Nachdem sie dann einige Worte der Höflichkeit mit Philipp gewechselt, wendete sie sich mit unterdrückter Stimme wieder zu Granger und sagte: »Er hat über meine Schwelle kommen dürfen!«

»Und was wollte er denn?« fragte Granger, während Philipp sich bescheiden abgewendet hatte und sich den Schein gab, als ob er sich mit gleichgültigen Dingen beschäftigte.

»Mir wieder und immer wieder sagen, daß er mich liebe; mir erklären, daß sein Dasein ohne mich nichtig und werthlos sei; er drohte sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, wenn mein Herz sich länger seinen Bitten verschließen wolle.«

»Und Du hast Dich hartnäckig geweigert?«

»Wie kannst Du so fragen?« und wie ein flammender Blitzstrahl zuckte es aus ihren dunkeln Augen; dann fuhr sie in weicherem Tone fort: »Bin ich nicht Dein, Eliot, jetzt und für immer und ewig?« Thränen der Freude und des Schmerzes entströmten ihren Augen, als sie dies sagte.

»Aber,« versetzte sie hastig weiter, »weißt Du, warum ich nach Dir gesendet habe? Ich that es, um Dich vor diesem Manne zu warnen; er hat die furchtbarsten Eide geschworen, Dich zu tödten. O, Eliot! Um meiner Liebe willen! Beegne diesem Unglücklichen nicht.«

»Ihm nicht begegnen, Franziska!« sagte Granger und zog die Stirn in Falten. »Es ist nicht meine Gewohnheit, einem Feinde aus dem Wege zu gehen, wie Du weißt.«

»Ich weiß, Du bist so heftig, so leidenschaftlich, ja so schroff.«

»Nein, Du bist im Irrthum, ich bin nicht schroff. Ich kann meinen Willen und meine Wünsche zu jeder Zeit beherrschen; aber horch, ich vernehme Fußtritte.«

Franziska erschrak und wechselte die Farbe; sie erhob sich von ihrem Sitz und rannte hastig in das Cabinet. Der Mond war aufgegangen und Franziska erblickte klar und deutlich einen Wagen am Thore. Sie sah drei Männer über den Fußweg auf ihr Haus zugehen und erkannte in einem derselben, trotz seines dicken Ueberrocks und seines tief in die Augen gedrückten Carbonari-Hutes, den gefürchteten Corsini.

»Es ist Corsini, und nicht allein,« sagte sie mit dem furchtsamsten Geflüster. »Was kann er beabsichtigen?«

»Zittern Sie nicht!« nahm Philipp das Wort, »sind wir nicht hier, um Sie zu beschützen?«

»O, ich danke, ich danke Ihnen,« antwortete sie, »aber ich zittere für ihn« – dabei wies sie auf Eliot – »nicht für mich! O, in des Himmels Namen,« rief sie, »vermögen Sie über ihn, daß er das Zimmer verlasse.«

In diesem Augenblick näherten sich Corsini und seine Gefährten. Er pochte mit Ungestüm an die Thür und verlangte Einlaß.

»Geh', geh', ich bitte, ich flehe Dich an!« rief Franziska, »in einer Secunde ist es zu spät.«

»Was! – Sie unbeschützt verlassen?« fragte Philipp.

»O, ich bin nicht unbeschützt,« antwortete sie rasch und bestimmt, »sehen Sie diesen Dolch!« Dabei zeigte sie auf die Mordwaffe im anliegenden Cabinet. »Die Spitze ist in ein tödtliches Gift getaucht; Frauen bedürfen solches Schutzes in Italien; es scheint, als ob es hier eben so nötig sei. Zweifeln Sie nicht, daß ich ihn benutzen werde.«

»Komm, Philipp!« sagte Granger in diesem Augenblick, plötzlich aufbrechend und aus den Gedanken erwachend, in welche er einige Momente versunken war. »Franziska hat recht; wir wollen uns aus dem Zimmer zurückziehen.« Mit diesen Worten ging er zur Thür, durch welche Franziska eingetreten war.

»Die Vorhänge, welche die Glastüren bedecken, gestatten uns, die unbeachteten Beobachter alles dessen, was hier vorgeht, und im Nothfalle hurtig zum Beistande bereit zu sein.«

»Ja, ja, geht und lauscht, die Thür ist schon geöffnet,« und indem sie gewaltsam sie nöthigte, das Zimmer zu verlassen, trat in demselben Moment Corsini ein.

Der Italiener war ein schlanker, hübscher und dunkel aussehender Mann. Ein Reichthum von schwarzen Locken fiel über seine Stirn; seine Augen waren groß und leidenschaft-

lich, und ein voller schwarzer Schnurrbart versteckte beinahe seinen Mund.

Er machte eine gewöhnliche Verbeugung des Kopfes gegen Signor Spezzia, als er eintrat. Dann faßte er ehrerbietig die Hand Franziska's und führte sie an seine Lippen. Sie zog sie mit Erbeben zurück, bevor er den beabsichtigten Kuß auf dieselbe gedrückt hatte. Eine aufwallende Röthe überflog sein Gesicht und er sagte erbittert: »Sie erzittern vor meiner Berührung, nicht wahr, Sie erzittern?«

»Ja, in der That,« antwortete sie. »Ich habe Ihnen immer und immer wieder gesagt, daß mir Ihre Gegenwart verhaßt ist. Warum denn bemächtigen Sie sich meiner? Ein für alle Mal, ich wollte lieber todt als die Ihrige sein; ist Ihnen das genug?«

Corsini warf ihr flammende Blicke entgegen, ergriff ihren Arm mit Ungestüm und sprach in einem gedämpften, aber melancholischen Ton: »Weib, Deine Schönheit hat mich wahnsinnig gemacht; Du treibst mich zur wildesten Verzweiflung, – mein sollst du werden, ich habe es bei allen Heiligen im Himmel geschworen.«

»Und ich habe es bei dem Allermächtigsten im Himmel geschworen, daß ich eher sterben will,« antwortete sie, sich von ihm losmachend. »So wage es auf die Gefahr hin, mich anzutasten; sieh', dieser Dolch ist in Gift getaucht, lege einen Finger an mich und die tödtliche Spitze verwundet mein Herz!« Mit diesen Worten hielt sie das Stilet gegen ihre Brust gezückt.

In demselben Moment begann Eliot Granger leise zu Temple: »Sieh', er will sie zu einer Verbindung überreden; es ist augenscheinlich seine Absicht, sie zu entführen; obgleich ich die Welt darum geben möchte, daß sie glücklich in Italien wäre, so würde ich doch jetzt dem Manne niemals den Triumph gönnen, sie mir entrissen zu haben. Komm, wir müssen das verhüten!« und Philipp fortziehend, der ihm folgte, passirten sie einige unbequeme Gänge, die aus den Gemächern hinunter führten, und verließen das Haus

durch die Hinterthür. So still und geräuschlos, als es nur möglich war, setzten sie ihre Schritte fort, und mit großer Behutsamkeit schlichen sie der Front des Hauses zu, um hier, wie sie glaubten, geschützt lauschen zu können.

»Was soll jetzt geschehen?« fragte Philipp mit gedämpfter Stimme.

»Du wirst ein Signal hören, welches bald innerhalb des Hauses gegeben wird,« antwortete Granger, indem er sich das Ansehen eines Beschützers gab. »Dann müssen wir diese Kerle überfallen, welche hier im Hinterhalt aufgestellt sind, damit sie dem Italiener nicht zu Hülfe kommen können. Da nimm dies; die Vorsicht ist nothwendig,« fuhr Eliot fort, und zwang seinem Freunde Philipp eine Taschenpistole in die Hand.

»Ich bin in gleicher Weise bewaffnet; aber lausch', –« und wie er sprach, hörten sie dreimal in die Hände klatschen.

»Aha, das Signal,« sagte Granger. »Bist Du fertig?«

»Vollständig,« antwortete Philipp, und das Bewußtsein schien den jungen Mann bei diesen aufregenden Ereignissen zu verlassen. Ohne zu wissen, was er that, folgte er Eliot.

Sie eilten so rasch wie der Blitz vorwärts, und gerade in dem Moment, als die gedungenen Meuchler ihrem Herrn beispringen wollten, wurden sie gezwungen, zurückzubleiben. Jeder von ihnen richtete seine Pistole auf seines Gefangenen Kopf.

»Eine Silbe nur, und Ihr seid des Todes,« raunte Granger ihnen entgegen. Aber er hätte sich die Drohung für diese Gesellen sparen können, denn nur tapfer gegen schwache Frauen, sanken sie vor den bewaffneten Männern auf die Knie und baten mit erhobenen Händen um Gnade.

»Ich denke, Du kannst die Aufsicht über diese armen Teufel für einige Augenblicke allein führen,« sagte Granger zu Philipp, »während ich sehen will, was drinnen vorgeht.« Dabei gab er Philipp seine Pistole in die Hand. »Schieße denjenigen augenblicklich nieder, der es versucht, zu ent-

fliehen,« fügte er hinzu. Temple spannte den Hahn seiner Pistole und antwortete in festem Tone: »Verlaßt Euch; nur Einer wage es, laut zu athmen, und er soll sterben wie ein Hund.«

Darauf eilte Eliot mit beflügeltem Schritt hinein, um seinen Observationsposten zu besetzen.

Alles dieses, welches zu berichten viele Zeit genommen, ereignete sich in wenigen Secunden.

Franziska stand noch da mit ihrem gezückten Dolche, und Corsini, durch das Nichterscheinen seiner erwarteten Helfer bestürzt, betrachtete sie von Kopf bis zu Füßen mit einem Gemisch von Liebe und Wuth.

»Bleiben die Schurken aus?« knirschte der Italiener zwischen den Zähnen. »Ewige Verdammniß über die feigen Creaturen!« rief er in seiner ohnmächtigen Wuth.

Eliot Granger erwartete mit der kältesten Ruhe, daß sich der Schauplatz der Empfindungen in einen des grausamen Spieles umwandeln werde, und in seinem selbstsüchtigen und falschen Herzen entflammte sich die Hoffnung, daß Franziska dem Spiele wirklich ein Ende machen würde, indem sie sich selbst als williges Schlachtopfer den Todesstoß gebe.

Er ward enttäuscht, denn plötzlich, gleich einem Tiger auf seine Beute, stürzte Corsini hervor und schlang seinen Arm mit Riesenkraft um den Leib des Mädchens, noch ehe sie es geahnt hatte. Unter furchtbaren Anstrengungen wollte er den Händen Franziska's die tödtliche Waffe entwinden, aber sie warf dieselbe gerade zu den Füßen ihres alten Vaters nieder.

»Nun bist du mein!« rief Corsini in triumphirendem Tone: »— keine Macht der Erde, des Himmels, noch der Hölle soll Dich mir entreißen!« und als er so sprach, umschlang er sie noch fester mit seinen Armen.

»Ungeheuer! Laß mich los!« rief Franziska, indem sie mit ihm rang. Dann, als ob sie überwältigt sei, stöhnte sie: »O, ich bin verloren!«

»Nein, nicht verloren,« rief Corsini, »ich gebrauche nur meine Kraft, Dich davon zu tragen, ohne Deinem Leben zu schaden. Du sollst mir danken für das Werk dieses Abends.«

»Danken – Euch danken,« wiederholte sie. »Ich will Euch fluchen in jeder Stunde meines Lebens; ich tödte Euch mit meinem eigenen Händen, ehe Eure verabscheuungswürdigen Lippen die meinigen berühren. O, Ihr habt den bösen Dämon in mir geweckt – nur Blut – kann ihn beschwichtigen.«

»Blut soll ihn beschwichtigen!« tönte eine andere Stimme aus einer gewissen Entfernung, und siehe da! Der alte und hilflose Spezzia, der seit drei Jahren sich von seinem Sitz nicht mehr zu erheben vermochte, griff den vergifteten Dolch vom Teppich auf, und bevor noch Eliot, welcher seine Absicht errieth, herbeispringen könnte, um seiner That Einhalt zu thun, – bohrte er ihn tief bis an das Heft in die Seite Corsini's.

Mit einem wilden Schrei ließ der Italiener die von ihm bis dahin festgehaltene Franziska los, bedeckte mit beiden Händen seine Wunde, und fiel mit dem Gesicht auf die Erde. Ein Strom von Blut ergoß sich über dieselbe.

»Ihr habt mich getödtet!« rief er, und war bemüht, den Blutstrom zu hemmen. »O Himmel, ich sterbe!«

Aber Corsini war nicht das einzige Opfer dieses entsetzlichen Augenblicks. Auch des alten Spezzia Leben war entflohen mit diesem blutigen Streich. Sein entseelter Körper würde niedergefallen sein zur Seite des Zerstörers seines stillen Herdes, wenn Granger ihn nicht schnell in seine Arme aufgefangen und ihn sorgsam zurück in seinen Lehnstuhl gelegt hätte. Sein letzter Athmen entfloh, sein Herz hörte auf zu schlagen, und mit leidenschaftlichem Schmerz warf Franziska sich über den Leichnam und schluchzte und weinte unter den furchtbarsten Seelenqualen.

Mittlerweile ging Eliot Granger zur Thür hinaus, um Philipp aufzufordern, Zeuge dieser Scene zu sein. Er erklärte

dem mit Schauer erfüllten jungen Manne, was sie zugetragen hatte.

»Das Einzige, was jetzt zu thun, ist, der Polizei Anzeige zu machen,« sagte Granger. »Bleib' Du hier, bis ich sie aufgesucht habe.« Und er ließ den armen Philipp, der einen furchtbaren Traum zu träumen glaubte, allein mit den stillen Todten, ja allein mit einem schwer heimgesuchten Herzen.

Granger kehrte bald zurück mit den Männern des Gesetzes. Dann traf er die Anordnungen, die aus Rücksicht für Signora Franziska mit den Leichnamen nothwendig waren, und hieß Temple von dem Schauplatz des Verbrechens sich entfernen, indem er in kaltem und ruhigem Tone sprach: »Komm, warum siehst Du so bleich und furchtsam aus? Wir thaten Alles, was wir konnten, um die blutige That zu verhindern.«

»Ja, ja; aber es ist ein schreckliches Ereigniß.«

»Pah, Du machst daraus zu viel,« erwiderte Granger, »Es ist allerdings schrecklich, aber warum sollen wir uns unglücklich machen durch etwas, was wir nicht verhindern konnten? Fürchtest Du vielleicht, daß Dein Name in die Geschichte verwickelt werde? Sei um Deinen Kopf nicht bange! Ich habe mich schon vorgesehen. Geld! Mein Freund, Geld ist allmächtig, hörst Du, sei fröhlich!« und Granger beeilte sich, seinen jungen Gefährten von dem schauderhaften Platze zu entfernen und ihn zum Wagen zu führen. Als sie in demselben saßen, bemächtigte sich erst recht der Schrecken des jungen Mannes und erschütterte ihn im höchsten Grade. Granger aber, der ihn gänzlich zu lenken und zu leiten verstand, veranlaßte ihn, obgleich gegen seinen Willen, mit ihm zum Opernhaus zu fahren.

[...]

Mathilde Franziska Anneke,
No. 209 State Street,
Milwaukee, Wis.

GERMAN, FRENCH, ENGLISH ACADEMY,
No. 257 Third Street,
MILWAUKEE, WIS.

MILWAUKEE
Töchter-Institut.
Gegründet 1863.

Die unterzeichnete Vorleserin des Milwaukee Töchter-Instituts hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch liebevolle Erziehung und gründlichen Unterricht den ihr anvertrauten Töchtern eine möglichst harmonische Ausbildung zu Theil werden zu lassen.

Mit einer Tagelohn, die sowohl von amerikanischen wie deutschen Töchtern bejaht wird, ist für auszubildende Jünglinge ein Pensionat verbunden, das den Charakter eines Pensionats trägt, denn neben eifrigem Streben nach praktischer Bildung strengem Genuß, deutsche Geselligkeit und Bescheidenheit vorwalten. Es wird für das förderliche Bestehen der Töchter ebenso wie für ihre geistige Entwicklung die größte Sorgfalt getragen und Nichts unberücksichtigt gelassen das häusliche Leben heilsam, sowie das Studium interessant und angenehm zu machen.

Der Unterricht, welcher von der Vorleserin geleitet wird und der die vorzüglichsten Vorkurse zur Seite sehen, umfaßt die **deutsche** und **englische** Sprache, deren Grammatik, Aussprache, Übungen, Literatur und Conversation. Die **französische** Sprache wird ebenfalls gelehrt. Mit **Wahl- und Naturgeschichte**, sowie auf geographische, naturwissenschaftliche und arithmetische Bücher wird besonderer Reich verwendet und große Kaltentfaltung dem Zeichnen, der Musik und Vortext, sowie auch den weiblichen Handarbeiten gewidmet.

Die Lehrlingsbedingungen für die Tagelöhner sind:

- I. Stelle \$75.00
- II. Stelle \$60.00 jährlich
- III. Stelle \$50.00

Zur Pensionabgabe ist für eine Pflanzendotter jährlichen Alters auf \$200.00 festgesetzt, vorausgesetzt in vierteljährlichen Raten von \$100.00 in den 3 ersten und \$50.00 in dem letzten Quartal.

Wahlunterricht muß extra honorirt werden.

Jede Pensionarin hat ihr eigenes Bettzeug, Handtücher und Servietten sowie das häusliche Werkzeug, Serviettenband und Tischdecken mitzubringen.

Wäsche wird außerhalb dem Institut für ein Williges beigest.

Das Schuljahr beginnt mit dem 1. September. Neue Jünglinge werden jederzeit aufgenommen.

Mathilde Franziska Anneke,
Milwaukee, Wisconsin.

Statuten des von M.F. Anneke geleiteten Töchter-Instituts in Milwaukee.

Nachwort

Mathilde Franziska Anneke war eine mehr als ungewöhnliche Frau, die sich mit dem Rollenbild, das die Gesellschaft ihrer Zeit für sie bereithielt, nicht abfand. Sie war eine der ersten, die den Frauenrechten eine Bresche schlug, eine Achtundvierzigerin, die das Schlachtfeld nicht scheute, im Kampf gegen die Reaktion. Dieser Weg war nicht einfach, nicht ohne Verluste. Der Prozess ihrer Bewusstwerdung war kein zwangsläufiger, sondern er ergab sich auch aus den Umständen ihres Lebens.

Über dessen spannenden und spannungsreichen Verlauf ist inzwischen viel geschrieben worden³², sodass ihrem Wirken

³² Diana Ecker, *Der Freiheit neuer Sommer. Auf Mathilde Franziska Annekes Spuren durch die pfälzisch-badische Revolution*, Heidelberg u.a.: verlag regionalkultur 2012; Marion Freund, »Mag der Thron in Flammen glühn!« Schriftstellerinnen und die Revolution von 1848/49, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer 2004; Manfred Gebhardt, *Mathilde Franziska Anneke. Madame, Soldat und Sufragette. Biografie*, Berlin: Verlag Neues Leben 1988; Karin Hockamp, *Von vielem Geist und großer Herzensgüte – Mathilde Franziska Anneke (1817-1884): Ludwig Möller zum Gedächtnis* (Hrsg. von der Volkshochschule Hattingen und dem Stadtarchiv Sprockhövel), Wetter (Ruhr): Stadtarchiv 1999; dies., *Mathilde Franziska Anneke (1817-1884): »Von vielem Geist und großer Herzensgüte«*, Bochum: Universitätsverlag Brockmeyer 2012; Konrad Hutzelmann, *Maria Wagner versus Buchner, ein Nachtrag*, in: »Nicht Shakespeare, nicht Goethe – Schillers Feuer machte mich zum Dichter« (im Auftr. d. Grabbe-Gesellschaft hrsg. von Kurt Roessler und Peter Schütze), Bielefeld: Aisthesis 2006; Franz-Werner Kersting: »Vom Gebetbuch zum revolutionären Traktat«. Anmerkungen zur freireligiösen Politisierung Mathilde Franziska Annekes, in: *Westfälische Forschungen* 49, 1999 (2000), S. [407]-420; Norgard Kohlhagen, *Mehr als nur ein Schatten von Glück: Mathilde Franziska Anneke. Ein Leben in abenteuerlicher Zeit. Mit e. Nachw.:* »Die Vernunft befiehlt uns, frei zu sein!«, Reinbek: Rowohlt 1990; Erhard Kiehnbaum, »Bleib gesund, mein liebster Sohn Fritz ...« : Mathilde Franziska Annekes Briefe an Friedrich Hammacher, 1846-1849, Berlin; Hamburg: Argument 2004 [Briefe]; Susan L. Piepke, *Mathilde Franziska Anneke (1817-1884): the works and life of a German-American activist*

endlich Gerechtigkeit widerfährt. Das erlaubt mir, die biographische Skizze auf Randdaten zu beschränken und stattdessen die Autorin Anneke genauer in den Blick zu nehmen, sie literaturhistorisch einzuschätzen.

Anneke wurde geboren als Mathilde Franziska Giesler am 3. April 1817 in Ober-Leveringhausen. 1836 heiratete sie den Weinhändler Alfred von Tabouillot, ob aus finanziellen Erwägungen, aus Liebe oder einer Mischung beider Motive, darüber streitet die Forschung.³³ Jedenfalls war die Ehe nicht glücklich, sondern von häuslicher Gewalt seitens des Ehemanns geprägt. Anneke trennte sich von ihm, was mehrjährige gerichtliche Auseinandersetzungen nach sich zog, 1841 wurde Anneke trotz der Tätlichkeiten ihres Mannes schuldig geschieden, sie verlor das Sorgerecht für die gemeinsame Tochter, die dennoch bei ihr aufwuchs.³⁴ Zwischenzeitlich war Giesler/Anneke nach Wesel gezogen, wo sie, nunmehr jeglicher Unterstützung beraubt, versuchte, ihren Lebensunterhalt als Schriftstellerin zu verdienen. Es erschienen erste Sammelbände und ein Gedichtbuch. Maria Wagner beurteilt diese Frühwerke schonungslos, aber korrekt: »All diese Produkte ihrer Feder waren epigonal, harmlos, biedermeierlich.«³⁵

Im März 1839 übersiedelte sie nach Münster, wo sie eine Korrespondententätigkeit für wichtige Presseorgane der

(including English translations of »Woman in conflict with society« and »Broken chains«), New York; Washington, DC/Baltimore; Bern; Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2006; Wilhelm Schulte: Mathilde Franziska Anneke (1817-1884), in: Wilhelm Steffens/Karl Zuhorn (Hg.): Westfälische Lebensbilder 8, Münster 1959, S. 120-138; Maria Wagner, Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten, Frankfurt/M.: Fischer 1980.

³³ Vgl. dazu Marion Freund, »Mag der Thron in Flammen glühn!« Schriftstellerinnen und die Revolution von 1848/49, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer 2004, S. 38f.

³⁴ Vgl. dazu: ebd.

³⁵ Maria Wagner, Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten, Frankfurt/M.: Fischer 1980, S. 367.

damaligen Zeit ausübte, unter anderem die »Kölnische Zeitung« und die »Augsburger Allgemeine Zeitung«. Mitte der 1840er-Jahre kam sie in Kontakt mit demokratischen Kräften, in diesem Kontext lernte sie den preußischen Ex-Offizier Fritz Anneke (1818-1870) kennen, den sie 1847 heiratete. Im selben Jahr zog das Ehepaar Anneke nach Köln, wo sie einen politischen Salon unterhielten. Zu den Besuchern dieses »ästhetischen Kränzchen von lauter Communisten«³⁶ gehörten der Kölner Armenarzt Andreas Gottschalk, der im April 1848 den Kölner Arbeiterverein gründete, Nikolaus Hocker, August von Willich und Friedrich von Beust, beide, wie Fritz Anneke, ehemalige preußische Offiziere. Weitere prominente Besucher waren das Ehepaar Georg und Emma Herwegh, Michail Bakunin sowie das Ehepaar Ferdinand und Ida Freiligrath. 1848 wurde Fritz Anneke wegen seiner politischen Aktivitäten verhaftet, woraufhin Mathilde Franziska die von ihm und Friedrich von Beust geplante »Neue Kölnische Zeitung« herausgab. Nachdem diese verboten wurde, änderte Anneke den Titel in »Frauen-Zeitung«, die allerdings nur drei Tage lang erscheinen konnte, bevor sie ebenfalls unterdrückt wurde. Später jedoch konnte sie die »Neue Kölnische Zeitung« erneut für eine Weile herausbringen, vermutlich war sie auch nach der Haftentlassung ihres Mannes die treibende Kraft hinter dem Unternehmen.

1849 folgte sie Fritz Anneke, um an den revolutionären Kämpfen in der Pfalz und in Baden teilzunehmen. Nach der Niederlage flüchtete das Ehepaar 1849 über die Schweiz in die USA, wo sie zeitlebens in der Frauenbewegung aktiv war, auch engagierte sie sich für die Abschaffung der Sklaverei und schrieb für viele Zeitungen. In Milwaukee gründete Anneke eine renommierte Mädchenschule

³⁶ So äußert sie sich in einem Brief an die Mutter und die Geschwister vom 2. Sept. 1847. Demnach scheint die Gründung dieses Klubs im August 1847 stattgefunden zu haben. Zitiert nach: ebd., S. 39.

und war bis zu ihrem Lebensende eine hoch geachtete Person.³⁷ Von Fritz Anneke entfremdete sie sich in den späteren Jahren zunehmend, nicht zuletzt wohl deshalb, weil es ihm, entgegen vielen anderen 1848ern, aufgrund seiner charakterlichen Besonderheiten nicht gelang, in den USA beruflich Fuß zu fassen, das deutet Mathilde in ihrem Brief an Gottfried Kinkel an. Stattdessen lebte sie mit der amerikanischen Autorin Mary Booth zusammen, mit der sie 1860 in die Schweiz ging. 1865 kehrte Mathilde Franziska Anneke nach Milwaukee zurück, wo sie zusammen mit der Pädagogin Cäcilie Kapp eine angesehene Reform-Mädchenschule begründete. Doch erst in ihrem letzten Lebensjahrzehnt ermöglichte dieses Engagement ihr ein halbwegs sorgenfreies Auskommen.³⁸ Am 25. November 1884 starb Mathilde Franziska Anneke in Milwaukee.

Dieses Lesebuch versucht, erstmalig einen Überblick zu geben über sämtliche Schaffensphasen Annekes von den sentimentalischen Anfängen Ende der 1830er-Jahre über die politische Publizistik der 1848er-Zeit bis hin zur späten Prosa der 1860er-Jahre. Briefe, die ebenfalls schon mehrfach ediert sind, wurden nur in geringem Maße berücksichtigt.

Den Anfang macht ein Gedichtzyklus aus dem »Damenalmanach«, Annekes pathetische Dichtung auf den valencianischen Dichter und Ritter Ausiàs March (1397-1459). Der Text, hier im Auszug wiedergegeben, erinnert ein wenig an Freiligraths historische Dichtung der 1830er, frühen 1840er-Jahre, etwa sein ganz ähnliches Gedicht »Aus Spanien«.

Interessant ist daran, dass Anneke hier ein Mannesideal definiert, das wir auch später wiederfinden: »Und stolze

³⁷ Die amerikanischen Jahre Annekes sind ausführlich beschrieben bei Maria Wagner, ebd.

³⁸ Vgl. Karin Hockamp, Von vielem Geist und großer Herzensgüte, a.a.Ö., S. 32.

Männer Frau'n=Gesetze ehren, / Wenn Edelsinn sie ihnen nur gebeut. / Tönt rein des Sängers Lied wie Silberwellen«. Der ritterliche Mann, dessen Courtoisie den Frauen eine natürliche Achtung entgegenbringt, scheint ihre Wunschvorstellung zu sein. Als Urbild dessen dient hier der Troubadour mit seiner höfischen Minnedichtung. Anders als von Anneke stilisiert, ist Ausiàs March allerdings gerade ein Überwinder der Troubadour-Tradition gewesen, er vermied deren klassische Themen bewusst (höfische Liebe und Idealisierung der Frau), auch verwendete er als Erster statt der altokzitanischen Sprache sein eigenes katalanisches Idiom. Im weiteren Verlauf wird die Unterdrückung der Albingenser angesprochen, im Gedicht gibt es somit eine klare Gegenüberstellung von Dichtung und Liebe auf der einen Seite, Krieg, Gewalt und Tod auf der anderen.

Das lang verschollene Stück »Oithono oder Die Tempelweihe« konnte nach jahrelangen Recherchen zufällig unter den Forschungspapieren Maria Wagners, die diese an das Archiv der State Historical Society of Wisconsin weitergegeben hat, entdeckt werden, es handelt sich um die fotografische Abbildung eines Originalmanuskripts und um eine typografische Transkription desselben. Maria Wagner spricht in ihrem Buch davon, dass ihr die Anneke-Nachfahrrinnen Hildegard Blackwell und Ingeborg Smith ein Typoskript zur Verfügung gestellt hätten.³⁹ Woher das Manuskript kommt, das Wagner in ihrem Buch nicht erwähnt, ist unklar, es trägt oben rechts den Vermerk: »Druck und Verlag Wesel und Leipzig bei Ch. Klönne 1843«, was vermuten lässt, dass es sich um eine nachträgliche Abschrift handelt. Ob es von Anneke selbst stammt, ist fraglich, auszuschließen ist es nicht. Die Handschrift weist im Vergleich durchaus Ähnlichkeiten mit Anneke-Briefen auf, besitzt aber gewisse Eigenheiten (Schrägstellung nach

³⁹ Maria Wagner, Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten, a.a.O., S. 429, Fußnote 57.

rechts, Zierbögen an Wortenden speziell mit »t« und »s«, die sich in ihren Briefen nicht finden). Der vorliegende Auszug stellt die erste Wiederveröffentlichung des Stücks seit seiner Erstpublikation dar.

»Oithono oder Die Tempelweihe« wurde am 25. November 1842 in Münster mit einigem Erfolg aufgeführt, wie Annette von Droste-Hülshoff – nicht ohne Missgunst – bemerkt⁴⁰, von dem Stück selbst hielt sie gar nichts und meinte in einem Brief, der Verleger täte »zur Vermeidung größeren Schadens« gut daran, dieses »heillose Manuscript in den Ofen zu stecken«.⁴¹ Dass sie es selbst überhaupt gekannt hat, steht zu bezweifeln, fällt sie ihr Urteil doch auf der Grundlage von Informationen aus zweiter Hand: »Mein Bruder hatte auch, um Gottes willen, Billets für sich und die Seinigen genommen und sagt, er wisse nicht was kolossaler gewesen sey, die Dummheit oder Langweiligkeit des Stücks«.⁴²

Tatsächlich aber kann man Maria Wagner zustimmen, die darüber sagt, es sei nicht »ganz so heillos und erbärmlich«⁴³, wie die Droste uns glauben lassen wollte.

Es ist ein klassisches Künstlerdrama, der Architekt Oithono wird durch Hintertreiben seines Neiders Kotinus, der Oithonos Kathedrale zum Einsturz bringen lässt, gestürzt. Gebrochen flieht Oithono in den Wald, wo er sein Leben fristet. Irgendwann treibt ihn die Sehnsucht zurück, wo er feststellt, dass seine Schüler die Kirche nach den Originalplänen wieder aufgebaut haben, seine Gegner sind besiegt,

⁴⁰ Annette von Droste-Hülshoff, Historisch-kritische Ausgabe, Werke, Briefwechsel (Hrsg. von Winfried Woesler), Bd. 9, Briefe 1839–1842, bearb. von Jochen Grywatsch. Tübingen: Niemeyer 1997, S. 397.

⁴¹ Ebd., S. 398.

⁴² Ebd.

⁴³ Maria Wagner, Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten, a.a.O., S. 401.

er selbst stirbt bei den Klängen des Tedeums auf den Stufen seines Gotteshauses.

Selbstverständlich wirken die Figuren in unserem Ausschnitt recht holzschnittartig, so viel lässt sich mit Gewissheit sagen. Dass die Schurken Prosa sprechen, Oithono und die Prinzessin jedoch metrisch abgezielte Sätze mit Reim von sich geben, darin waltet allzu offensichtliche Absicht. Auch die englische Übersetzung des Stücks, die Steve Townsend 1873 besorgte, wurde in den USA noch einmal auf die Bühne gebracht, einige Monate vor Annekes Tod, am 2. April 1884 in Milwaukee, und die Aufführung war erneut ein großer Erfolg.

Wichtiger als ihre literarischen Produktionen sind aber, und das kann angesichts des lebenslangen Engagements nicht verwundern, Annekes politische Pamphlete und Tendenzschriften. Ihr berühmtester Text, der in Deutschland zumeist stark gekürzt kursiert, ist »Das Weib in Conflict mit den socialen Verhältnissen«, der hier in voller Länge wiedergegeben ist. Der Textkorpus allerdings ist nicht einwandfrei rekonstruierbar. Annekes feministisches Manifest – als so etwas kann man den Text getrost bezeichnen, und er gehört damit zu den ersten Veröffentlichungen dieser Provenienz überhaupt – erschien 1848 als Flugschrift im Verlag der »Neuen Kölnischen Zeitung«. Hier wird er zitiert nach einer *Abschrift* des Originalmanuskripts, das wohl bereits 1846-1847 geschrieben wurde. Diese Abschrift, die im Archiv der State Historical Society of Wisconsin, USA, angefertigt wurde, erwies sich jedoch als problematisch: Ein Vergleich mit einer auf Mikrofilm publizierten Handschrift Annekes⁴⁴ ergab – neben manchen kleineren Übertragungsfehlern –, dass *ganze Textblöcke*, nämlich insbesondere kritische Passagen über Louise Aston, in dieser gar nicht

⁴⁴ =published by Belser Wissenschaftlicher Dienst in cooperation with Max Kade Institute for German-American Studies, Madison, WI, USA, Wildberg: Belser 1998.

auftauchten. Jedoch war auch der Mikrofilm nicht über alle Zweifel erhaben, da hier mehrfach Seitendoppelungen auftraten, und der Text mit dem Aufruf »Mütter! Lasset auch unsere Zeit davon zeugen« endet. Aus diesem Grund folgt diese Edition der amerikanischen Abschrift unter Vorbehalt, jene Passagen, die in der Handschrift fehlen, sind hier kursiv dargestellt.

Im Zentrum des Textes steht die publizistische Darstellung eines Scheidungsfalls der jüngeren Zeit, nämlich die Geschichte Louise Astons, die Annekes eigenen Erfahrungen täuschend glich. Nach ihrer Scheidung war Aston verschiedenen Anfeindungen ausgesetzt und wurde schließlich aus Berlin ausgewiesen. Tatsächlich hatte sie aber schon, und darin unterschied sie sich von Anneke, während ihrer Ehe durch ihren extravaganten Lebensstil in Magdeburg und Göttingen, wo sie zeitweilig lebte, wiederholt Skandale provoziert. Doch das tut natürlich nichts zur Sache. Anneke geht es um die politischen Implikationen des Falls, der die Rolle der Frau in der damaligen Gesellschaft nur zu deutlich manifestierte, nämlich einen – von Männern – klar definierten Wirkens- und Verhaltenskodex. Im Falle dessen, dass eine Frau, wie hier Aston, sich nicht mit diesem Muster beschied, war sie schnell völlig auf sich allein gestellt: »Für das gekränkte Weib trat kein ritterlicher Mann mit der scharfen Waffe der freien Rede öffentlich in die Schranken (...) – und keiner war, der in dem Augenblick ihrer Verbannung mit der Courtoisie mittelalterlicher Romantik die Lanze für sie gebrochen – keiner, der mit dem Feuer der Wahrheit und Überzeugung das Wort der Vertheidigung laut und vernehmlich für sie erhoben«. Erneut drückt sich darin Annekes Ritterlichkeitsideal aus. Noch also geht sie davon aus, dass die Männer es richten müssen.

Gleichzeitig betont sie bereits das Selbstbestimmungsrecht der Frau, und hier spürt man die starke Identifikation mit

Aston, insofern sie selbst ein ganz ähnliches Schicksal wie diese erfuhr. Wenn Anneke etwa schreibt:

»Schmäht das Weib nicht, das die Fesseln Eurer, von Euren Götzen geheiligten Eide brach, – die reichen Säle hinter sich ließ und in die Kammer ihrer stillen Armuth trat, um an der Bahre ihres dahingestorbenen Jugendglücks in keuscher Wittwenhaft ihr Trauerjahr zu verbringen. O, schmäht es nicht, (...) wenn es länger nicht heuchlerisch Verrath zu sich und an der Liebe beging, sondern floh – floh vor der Lüge und ihrem Wahne.«

sieht man leicht, wie sehr hier eigene Erfahrungen mit hinein spielen. Jedoch in einer längeren Passage gegen Ende des Textes kritisiert Anneke Louise Aston stark, und zwar letztlich, und das ist bezeichnend für Annekes radikal gewandelte Position in dieser Zeit, für ihr *mangelndes gesellschaftliches Bewusstsein*. Astons Roman »Aus dem Leben einer Frau« bescheinigt Anneke eine unwürdige, individuell geprägte Abrechnung mit den Verhältnissen, denen Aston ausgesetzt war, ihre Schilderung zeuge:

»keineswegs von der Hoheit eines ruhigen, die Verhältnisse klar erfassenden Characters dieser Frau, der, *anstatt den erbärmlichen Institutionen unserer Gesellschaft der Schuld zu zeihen, den Personen, welche durch jene geleitet und gezogen worden sind, sich so feindlich gereizt gegenüber stellt*. Die Verfasserin hatte sich noch nicht zu der Freiheit des Geistes emporgeschwungen, die notwendig dazu gehört, das eigene Unglück zu begreifen und es als ihr eigenes Unglück zu negiren, um dasselbe mit kritisirendem Blick dem gerade das weibliche Geschlecht unter dem heutigen Wirrsal der Dinge preisgegeben ist, darstellen zu dürfen. –« [*Hervorhebung des Bearbeiters*]

So nutzt Anneke ihre Kampfschrift, die einerseits zur Verteidigung Louise Astons antritt, andererseits zu einer viel weiter gehenden Aufforderung an die Frauen, über ihr je individuelles Schicksal hinaus die gesellschaftlich-strukturellen Gründe desselben zu erkennen und die beengenden Verhältnisse daher selbst tatkräftig zu ändern.

Das journalistische Schaffen Annekes deckte eine große Bandbreite ab, da gibt es einmal die eher harmlosen Artikel aus der »Allgemeinen Zeitung«, die Korrespondenz aus Münster, welche u.a. über die gesetzliche Neugestaltung des ehelichen Güterrechts berichtet, von Gebhardt als ihr erster kritischer Artikel gewertet⁴⁵ und die Berichterstattung über die Krise des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins mitten in der heißen Phase der Revolution. Wirtschaftlich war das allerdings recht bedeutsam, der Schaaffhausen'sche Bankverein in Köln war die erste als Aktiengesellschaft organisierte Privatbank in Deutschland. Der Liquiditätsengpass, in Folge der politischen und wirtschaftlichen Krise, aber auch als Konsequenz von Immobilienspekulationen, brachte die Einlagen vieler Kunden in Gefahr. Da rund 170 größere Unternehmer des Rheinlands ihr Geld bei Schaaffhausen deponiert hatten, war dies eine Katastrophe für die regionale Wirtschaft. Annekes Artikel ist recht ausgewogen, lediglich ein Hinweis auf die Arbeiter, die entlassen werden, verrät ihre spezifische Optik auf die Sachlage. Auch der preußischen Armeeführung in Köln gegenüber ist sie sehr milde gestimmt. Dass hier etwa generelle Einschränkungen für Autoren der »Allgemeinen Zeitung« existierten, nicht allzu offen über die politischen Ereignisse zu sprechen, das kann man nicht behaupten. Andere Korrespondenten aus Köln übermittelten in der »AZ« begeisterte Berichte über die revolutionären Versammlungen in der Domstadt. Dennoch, Annekes Artikel in der »Frauen-Zeitung« bzw. der

⁴⁵ Manfred Gebhardt, Mathilde Franziska Anneke, a.a.O. S. 41.

»Neuen Kölnischen Zeitung« sprechen eine ganz andere Sprache:

Besonders ihr Beitrag über »Kirche und Schule« zeigt den bewussten Versuch, politisch zu agitieren. Der Text ist in der Sprache der einfachen Leute gehalten, mit zahlreichen Apostrophen wird die gesprochene Sprache imitiert. Auf stilistische Finesse wird dabei ganz verzichtet, Wiederholungen und langsame Entwicklung der Gedanken werden verwandt, um jeden Leser gleich welchen Bildungsstandes mitzunehmen. Auch passt sich der Text bestimmten Grundeinstellungen der Bevölkerung an, etwa ihrer prinzipiellen Skepsis gegenüber sämtlichen Entscheidungen von oben, wie etwa der Schlusssatz deutlich macht: »Ich rathe Euch, kauft niemals eine Katz' im Sack; seht Euch Alles erst ordentlich an, und überlegt's mit gesundem Menschenverstand, auch wenn's von den Pfaffen kommt.«

Im Artikel »Roth!« gibt Anneke ein klares Bekenntnis zur »rothen«, der »demokratischen, sozialen Republik« und wendet sich vehement gegen die »honette Republik« der Bourgeoisie. Sie bestreitet den der roten Republik unterstellten Blutdurst und propagiert, dass vielmehr gerade das herrschende System stets neue Beweise für seine Grausamkeit abgebe, wobei sie auf die völkerrechtswidrige Erschießung Robert Blums anspielt. Als Kuriosität ist mit »Schnurrig, aber wahr« eine Anekdote aus den Revolutionstagen mitgegeben: Tatsächlich hatte der Düsseldorfer Divisionskommandeur von Drigalski während der sogenannten »Düsseldorfer Ereignisse« im Oktober 1848 in der ziemlich naiven Absicht, die aufgebrachten Bürger dadurch zu besänftigen, eine großzügige Dotation abgegeben und sich in diesem Zusammenhang als »Kommunist im edlen Sinne« bezeichnet, was ihm den Zorn der preußischen Armeeführung einbrachte. Auch warf diese ihm seine abwartende Haltung bei der Niederschlagung der Aufstände vor; dadurch dass er die Truppen in der Kaserne ausharren ließ, war es ihm nämlich gelungen, größeres Blutvergießen zu

vermeiden. Man lege ihm daraufhin nahe, um seine Pensionierung zu ersuchen.⁴⁶

Der Bericht über den »politischen Tendenz-Prozeß gegen Gottschalk, Anneke und Esser«, den Anneke unmittelbar in Anschluss an die Verhandlung gegen ihren Mann und seine politischen Weggefährten verfasste, bietet einen interessanten Einblick in die preußische Strafprozesswirklichkeit. Anneke gibt das Geschehen zum Teil nüchtern und neutral wieder, nicht ohne an entscheidenden Stellen eindeutig Position zu beziehen. Der Text ist somit Politikum wie auch selbst Instrument im politischen Kampf, gibt er doch die Haltung und Einstellungen der Angeklagten wieder und verbreitet sie damit weiter, um zugleich die Unrechtsjustiz der Obrigkeit zu denunzieren.

Auch das Gedicht »Vor Marseille«, erstmals erschienen 1851 in Wilhelm Weitlings »Republik der Arbeiter« (weitere Abdrücke anscheinend in: »Sonntagsblatt der Staatszeitung«, New York, und »Illionis-Staatszeitung«⁴⁷) ist von Freiligrath, seiner nicht unpathetischen Freiheitslyrik, beseelt – Anneke hat damit literarisch denselben Werdegang vollzogen wie ihr Vorbild, von der weitgehend unbedenklichen Historiendichtung hin zu einer Lyrik, welche revolutionäre Taten besingt. Maria Wagner hat diese Entwicklung zurecht so beschrieben, dass man die Autorin »als

⁴⁶ Seine Betrübniß über diese Entwicklung der Dinge fasste von Drigalski in einer Denkschrift zusammen, die auch eine gute Quelle für die Rekonstruktion Düsseldorfer Revolutionstage (aus Sicht der Regierung) ist: Von Drigalski, Denkschrift über meine Stellung, Verhältnis und Wirksamkeit in Düsseldorf während des Jahres 1848-49, Magdeburg: Baensch 1850.

⁴⁷ Das schreibt Anneke jedenfalls lange nach dem Erscheinen des Textes in einem Brief an ihren Mann vom 21. Dezember 1864, vgl. Maria Wagner, Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten, a.a.O., S. 373.

Mathilde Tabouillot dem Biedermeier, als Mathilde Anneke dem Vormärz zuweisen müsse». ⁴⁸

Einer der gewichtigsten Texte Annekes wie auch dieser Sammlung, ist zweifelsohne ihr Erfahrungsbericht »Memoiren einer Frau aus dem badisch=pfälzischen Feldzuge«, geschrieben unmittelbar nach der Niederlage in Rastatt, veröffentlicht erst 1853, bereits im amerikanischen Exil, gedruckt im Eigenverlag. Wieder erweist sich Anneke besonders stark in der Wiedergabe tatsächlicher Ereignisse, also als politische Journalistin, die auf direkte Anschauung oder Recherche sich bezieht, und nicht nach Maßgabe eines spekulativen oder ästhetischen Systems schreibt. ⁴⁹

So macht sie auch gleich zu Beginn ihres Bürgerkriegsberichts deutlich, dass es ihr hier nicht um eine umfassende Darstellung des revolutionären Geschehens gehe, sondern um das, was sie selbst gesehen und erlebt hat. Aus dieser Position schildert sie anschaulich Kampfszenen und Schwierigkeiten der militärischen Logistik, zeichnet lebendige Charakterbilder von Mitkämpfern wie Friedrich Engels, August von Willich, Franz Sigel. Nicht immer kommen diese dabei gut weg, wie der Führer der provisorischen Regierung Badens, Lorenz Brentano, sein Innenminister Florian Mördes oder der Befehlshaber des Revolutionsheers Ludwik Mieroslawsky. Trotz aller Identifikation mit der Sache der Revolution verschließt Anneke auch nicht die Augen vor negativen Auswüchsen wie Lynchmorden an vermeintlichen Spionen in den Reihen der Revolutionäre, auch kritisiert sie die mangelnde Disziplin der Truppe. Dieser Verfehlungen zieht sie indes samt und sonders die badischen Truppenteile, wohingegen sie die Pfälzer von

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Vgl. zu diesem Text ausführlich Marion Freund, »Mag der Thron in Flammen glühn!«, a.a.O., S. 271-291.

aller Kritik ausnimmt, was in seiner Angemessenheit natürlich kaum überprüfbar ist.⁵⁰

Nach der Niederlage der Revolution exilierte Mathilde Franziska Anneke mit ihrem Mann in die USA und in der Folge richtete sich ihr Engagement und die damit verbundene literarisch-journalistische Aktivität mehr auf die dortigen politischen Verhältnisse. Ergebnis dessen waren auch einige literarische Texte wie der Roman »Uhland in Texas« (1864), die Novelle »Gebrochene Ketten« oder die hier im Auszug wiedergegebene Geschichte »Sklaven-Auction« (1862), die sich mit der Grausamkeit des Sklavenhaltungssystems auseinandersetzen.

Letzteren Text erwähnt Anneke auch in ihrem Brief an Gottfried Kinkel, verbunden mit den Schwierigkeiten, ihn unterzubringen. Ihr Schreiben, das Mary Booth in diesem Kontext nennt, legt nahe, dass die amerikanische Autorin das Manuskript entweder übersetzt oder aber mitbearbeitet hat, wie es auch beim Roman »Uhland in Texas« erweislich der Fall war.

Die »Sklaven-Auction« ist, verglichen mit ihren politischen Texten, eher schlicht angelegt (und Gleiches gilt auch für die anderen beiden Texte zu diesem Thema) – zu eindeutig ist hier die Schwarz-Weiß-Zeichnung der Charaktere, zu klar die Autorinnen-Absicht. Zu Recht attestiert Maria Wagner, dass in diesen Novellen »ein trivialer Ton im Vordergrund«⁵¹ stehe.

Dennoch vermittelt die »Sklaven-Auction« ihr Thema anschaulich und sympathetisch, besonders für die deutschen Leser der »Didaskalia«, die vielleicht weniger über die unmenschliche Brutalität der Sklaverei informiert waren. Die Szene der geopferten Tochter ist anrührend und zugleich wohl auch realitätsentsprechend, wie Anneke extra betont,

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 287.

⁵¹ Maria Wagner, Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten, a.a.O., S. 388.

sodass der Text die beabsichtigte politische Wirkung durchaus evozieren konnte.

Im weiteren Fortgang der Geschichte soll Isabella versteigert werden. Alfons ist verzweifelt, sendet vergeblich ein Telegramm an Gerrit Smith, der aber per Zufall trotzdem kommt und Isabella letztlich ersteigert und ihr die Freiheit schenkt. Alfons und Isabella übersiedeln in den freien Staat New York, wo sie, wie man abschließend erfährt, eine Farm bewirtschaften, die sie als Geschenk von Gerrit Smith erhalten haben. Zeitgleich mit Isabella wurde ein kleiner kreolischer Junge freigekauft von einem mit Smith befreundeten Holländer, der den Jungen an Sohnes statt aufzieht und ihm ein Medizinstudium ermöglicht, so »daß er recht bald zu einem geschickten Doctor promoviren werde und als Regimentsarzt die Wunden verbinden und heilen hilft, die sich die Bürger der großen Republik gegenseitig schlagen in dem furchtbaren Kampfe, der in diesem Moment gegen die Slaverei geführt wird« (Didaskalia 40, Nr. 178, o.S.) – wie es nicht ohne Genugtuung heißt. Anneke zeigt also, wie die befreiten Schwarzen zu angesehenen Mitgliedern der amerikanischen Gesellschaft werden können, wenn man ihnen nur die Möglichkeit dazu gewährt.

Der letzte Text unserer Auswahl ist die einzige umfangreichere selbstständige literarische Veröffentlichung Annekes, der Unterhaltungsroman »Das Geisterhaus in New York«. Auch hier meint man den Einfluss literarischer Vorbilder zu spüren (Hugo, Dumas), eine überaus verschlungene Handlung schürzt einen dramatischen Konflikt, das ist über weite Teile durchaus spannend und stringent erzählt, auch wenn das Buch sehr viele Figuren aufwendet, die mitunter nur sehr begrenzte Funktionen besitzen und etwa, nachdem sie zuvor mit einiger Mühe aufgebaut wurden, plötzlich aus dem Handlungsmuster fallen.

Der hier auftauchende, negative Held Granger ist ein Schurke, Nihilist, ganz auf seinen Eigennutz oder auch nur sein Gutdünken bedacht. Er möchte Franziska eigentlich

loswerden, weil er einen inneren Hunger hat, alle schönen Geschöpfe zu unterwerfen, in diesem Fall Philipp Temples Schwester Margaretha, die mit dem jungen Harry Warner verlobt ist. Durch seine Intrigen gelingt es ihm, Warner mit der exotischen Witwe Mrs. St. Just, einer Ex-Geliebten Grangers, zu verbandeln, die ein dunkles Geheimnis birgt. Sie hatte nämlich vor längerer Zeit in New Orleans ein Kind mit einem unglücklichen Franzosen, der ihr dieses geraubt und unter die Fittiche der Kirche gegeben hatte, bevor er sich in ihrem Beisein selbst vergiftete. Harrison Hammer, ein Spießgeselle Grangers, hatte das mit angesehen und erpresst Mrs. St. Just seitdem mit der Beschuldigung, sie habe ihren Mann umgebracht. Granger wird zum Mitwisser und übt nun seinerseits Druck auf Mrs. St. Just aus. Hammer geht in seinem Auftrag nach New Orleans, um ihren Sohn Oswald Gautier ausfindig zu machen und ihn nach New York zu lotsen. Vom Priester, auch er eine zwiespältige und korrupte Figur, in dessen Obhut Oswald indes zu einem großen Sänger gereift ist, erfährt Hammer, dass es aus dem Besitz von Oswalds Vater einen Goldschatz geben muss, der im Labyrinth der Falschmünzer versteckt sein soll. Gautier war einst deren Kopf, eine Position, die aktuell ausgerechnet Hammer bekleidet. Zurück in New York weiht dieser Granger ein, auch in die Falschmünzeraktivitäten. Recht unvermittelt wird Hammer, bis dahin eine tragende Figur der Intrige, jedoch verhaftet und verschwindet aus der Geschichte.

Granger will all diese Kenntnisse einsetzen, um sich in den Besitz Margarethas zu bringen, tatsächlich führt das zu ihrem Bruch mit Harry Warner, dafür aber kommt Oswald mit ihr zusammen. Granger erfährt nun, dass er Oswalds Halbbruder ist, da seine Mutter, die zu Anfang des Romans verstirbt, ein Verhältnis mit Gautier unterhielt. Franziska, die in unserem Auszug in Erscheinung tritt, scheidet am Ende der Geschichte, nicht ohne Oswald den Schatz zu

übergeben, der aus Zufall an sie gefallen war. Granger stirbt ebenfalls, durch die Hand einer verschmähten Liebe. Trotz der ziemlich verwickelten Handlung ist der Roman durchaus lesenswert. Er ist, anders als die meisten Publikationen Annekes, nicht politisch motiviert. Ihre Haltung schlägt sich allenfalls in einigen Figurenzeichnungen nieder. Insgesamt aber sind Annekes literarisch gemeinte Werke davon geprägt, dass die Botschaft die ästhetische Gestaltung dominiert. Maria Wagner hat Recht, wenn sie sagt: »Die Mehrzahl von Mathilde Annekes Werken aber ist Tendenzliteratur, die vor allem für Zeitungen und Zeitschriften wie geschaffen war.«⁵² Tendenzliteratur, nicht mehr und nicht weniger. Jedoch, da, wo der unmittelbare historisch-politische Bezug gegeben ist, sind diese Texte noch heute von Belang für die Erforschung und stets neu zu tätige Rekonstruktion der Vormärzzeit und der Revolutionstage. Nicht vergessen werden dürfen Annekes Verdienste im Kampf um die Emanzipation der Frau, in den Annalen der Frauenbewegung kommt ihr ein gewichtiger, initiativer Part zu, in einer Zeit, in der ein solches Engagement für die überwiegende Mehrzahl der Frauen noch nicht einmal vorstellbar war.

⁵² Ebd., S. 379.



Grabstein M.F. Annekes.

Editorische Notiz

Die Texte Mathilde Franziska Annekes wurden, wo möglich, im Originalzustand beibehalten, also nach Maßgabe der ersten Veröffentlichung oder Handschriften aus dem Nachlass. Die historische Rechtschreibung und Zeichensetzung wurde weitgehend übernommen und nur dort, wo eklatante Fehler vorlagen, stillschweigend oder bisweilen auch kommentiert berichtigt.

Textnachweise

Ausias March, in: [Franziska] von Tabouillot geb. Giesler (Hg.): *Damenalmanach*, Wesel: Prinz, 1842, S: 25-30 [Auszug].

Oithono oder Die Tempelweihe, Trauerspiel in vier Aufzügen [Manuskript und Typoskript aus dem Bestand: Maria Wagner. Mathilde Franziska Anneke Research Papers, State Historical Society of Wisconsin, Collections of Wisconsin, Madison, USA] [Auszug, 1. Akt].

Artikel aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung, 7. Januar 1847, Nr. 7, S. 54.

Das Weib in Conflict mit den socialen Verhältnissen, hier zitiert nach einer Abschrift aus dem Nachlass Fritz und Mathilde Franziska Anneke, State Historical Society of Wisconsin, Collections of Wisconsin, Madison, USA sowie der Mikroverfilmung der Originalhandschrift, publiziert durch: Belser Wissenschaftlicher Dienst in cooperation with Max Kade Institute for German-American Studies, Madison, WI, USA, Wildberg: Belser 1998.

Artikel aus der Allgemeinen Zeitung, 4. April 1848, Nr. 95, S. 1507.

Artikel aus der Allgemeinen Zeitung, 5. April 1848, Nr. 96, S. 1524

Kirche und Schule, in: *Frauen-Zeitung* Nr. 1, 27. September 1848, S. 3-4.

Roth!, in: *Neue Kölnische Zeitung*, Nr. 61, 26. November 1848, S. 1-2.

Schnurrig, aber wahr, in: *Neue Kölnische Zeitung*, Nr. 61, 26. November 1848, S. 2.

Der politische Tendenz-Prozeß gegen Gottschalk, Anneke und Esser. Verhandelt vor dem Assisen-Hofe zu Köln am 21., 22. und 23. Dezember 1848. Herausgegeben nach den Acten, nach Mittheilungen der Angeklagten und nach stenographischen Aufzeichnungen der mündlichen Verhandlungen von M.F. Anneke, Verlag der Expedition der »Neuen Kölnischen Zeitung«, Köln 1848, Einleitung, S. III-VII und S. 21-23.

Vor Marseille. Erstveröffentlicht in: *Republik der Arbeiter* (29. November 1851), hier zitiert nach einem Typoskript (Abschrift) aus dem Nachlass.

Memoiren einer Frau aus dem badisch=pfälzischen Feldzuge, Newark, Buchdruckerei F. Anneke 1853, S. 3-15, S. 46-52, S. 81-89.

Mathilde Franziska Anneke an Gottfried Kinkel, 28. Juni 1862, zitiert nach dem Original in ULB Bonn, Nachlass Gottfried Kinkel, Signatur: S 2674 – 20, Bl. 106 bis 109.

Die Sklaven-Auction. Ein Bild aus dem amerikanischen Leben. *Didaskalia* 40 (1862), Nr. 174-178, 25. Juni bis 29. Juni 1862 (ohne Seitenzahlen), hier: aus Nr. 174 und 175.

Das Geisterhaus in New York. Erstveröffentlichung: Jena und Leipzig, Hermann Costenoble 1864 (Auszug), S. 33-52.

Bildnachweise

Mathilde Franziska Anneke, Porträtzeichnung von unbekannt, aus: *Der Märker*, 1840.

Taufeintrag lutherisches Kirchenbuch, Schwelm

Frontispiz Damenalmanach

Erste Ausgabe der Frauen-Zeitung

Einzug der pfälzischen Freischaren in Carlsruhe am 19. Juni 1849, Stadtarchiv Karlsruhe, Signatur: 8/PBS V 345 (alle Nutzungs- und Vervielfältigungsrechte bleiben dem Stadtarchiv Karlsruhe vorbehalten)

Brief an Gottfried Kinkel, ULB Bonn, Handschriftenabteilung, Nachlass Kinkel, Signatur: S 2674-20, Bl. 106.

Manuskriptseite Annekes (»On literature«), Nachlass Fritz und Mathilde Franziska Anneke, State Historical Society of Wisconsin, Collections of Wisconsin, Madison, USA.

Töchter-Institut, Werbezettel, Nachlass Fritz und Mathilde Franziska Anneke, State Historical Society of Wisconsin, Collections of Wisconsin, Madison, USA – Signatur: WHS 105835.

Grabstein Mathilde Franziska Anneke, Stadtarchiv Sprockhövel

Bibliografie

Werke:

Des Christen freudiger Aufblick zum himmlischen Vater. Gebete und Betrachtungen. Wesel: Bagel 1839

Der Meister ist da und rufet dich. Ein vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch für die gebildete christkatholische Frauenwelt [1 Stahlst.]. Wesel: Bagel 1840, 2. Aufl. Wesel: Bagel 1843.

Oithono, oder: Die Tempelweihe. Drama in 4 Aufzügen. Wesel: Klönne 1844

Louise Aston. Das Weib im Conflict mit den socialen Verhältnissen [Flugschr.]. Verlag der Neuen Kölnischen Zeitung 1848

Der politische Tendenz-Prozeß gegen Gottschalk, Anneke und Esser. Verhandelt vor dem Assissen-Hofe zu Köln am 21., 22. und 23. Dezember 1848. Herausgegeben nach den Acten, nach Mittheilungen der Angeklagten und nach stenographischen Aufzeichnungen der mündlichen Verhandlungen von M.F. Anneke, Verlag der Expedition der Neuen Kölnischen Zeitung, Köln 1848.

Memoiren einer Frau aus dem badisch=pfälzischen Feldzuge, Newark, Buchdruckerei F. Anneke 1853 [Neuausgabe unter dem Titel *Mutterland*: Münster: tende 1982].

Das Geisterhaus in New York [Roman]. Jena, Leipzig: Costenoble 1864.

Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten. Hg. von M. Wagner. Frankfurt/Main: Fischer 1980. 441 S. (=Die Frau in der Gesellschaft, Lebensgeschichten) – darin zahlreiche Briefe von M.F. Anneke.

Mathilde Franziska Anneke. Die gebrochenen Ketten. Erzählungen, Reportagen und Reden (1861-1873). Herausgegeben

und mit einem Nachwort von Maria Wagner. Stuttgart:
Akademischer Verlag 1983.

Als Herausgeberin:

*Der Heimathgruß. Eine Pfingstgabe von Mathilde von
Tabouillot, geborene Giesler.* Wesel: Bagel 1840.

Damen-Almanach von Mathilde von Tabouillot geb. Giesler.
Wesel: Prinz 1841, 2. Aufl. Wesel: Klönne 1842.

*Producte der Rothen Erde. Gesammelt von Mathilde Franziska
[Anneke], verehel. gewes. v. Tabouillot, geb. Giesler. Dar-
gebracht von Carl von Brandenstein, Carl Coutelle, Freiin
Annette von Droste-Hülshoff, J. C. Diepenbrock etc.* Münster:
Coppenrath 1846.

Neue Kölnische Zeitung. Hg. von F. Anneke und F. Beuse
[10.9.1848-24.9.1848, Oktober 1848 bis 23.12.1848 hg.;
im Anschluß übernahm sie die Redaktion bis 20.5.1849]

Frauenzeitung. Köln, 27.9.-29.9.1848 [nur 3 Nummern]
Nachdruck der Frauen-Zeitung, Nr. 1 vom 27.9.1848.

Die Deutsche Frauenzeitung. Milwaukee, 1.3. bis Mai 1852.

Dank

Der Bearbeiter dankt folgenden Personen für die Unterstützung der Arbeit am vorliegenden Lesebuch: Herrn Lee Grady (Archiv der State Historical Society of Wisconsin, Collections of Wisconsin, Madison, USA), Frau Karin Hockamp (Stadtarchiv Sprockhövel), Dr. Jürgen Herres (Berlin-Brandenburgische Akademie), Katja Schmalholz (Stadtarchiv Karlsruhe), Marion Tradler (ULB Bonn), Martin Willems (Heinrich-Heine-Institut) und dem Herausgeber Walter Gödden.